

74
Mjes:
3
~~PL $\frac{A}{51}$ 4, H. 3~~

Baltische Monatschrift.

Vierten Bandes drittes Heft.

September 1861.

Riga,

Verlag von Nicolai Kummel's Buchhandlung.

1861.

Willinghoff

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Est- und Kurland:
Coll.-Rath Schütze.

PL 363

Die Naturforschung der Gegenwart und ihr Einfluß auf die herrschenden geistigen Bewegungen.

Seit dem Jahre 1620 hat die Naturforschung zwei große siegreiche Erhebungen erlebt. Die erste wurde angeregt durch das Werk Baco's von Verulam mit dem Motto: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen“; es besreite die Naturwissenschaft von all den düstern mystischen Anhängseln aus dem Mittelalter, von der Magie, Astrologie, Alchymie u. dgl., es sammelte die vereinzelt Kräfte, welche Besseres wollten, und schuf eine Methode, der bald alle folgten und mittels welcher diese Wissenschaft sich so rasch entwickelte wie keine andere. Wie schon das Motto sagt, wollte Baco an die Stelle der müßigen Speculation, der abergläubischen Ueberlieferungen und des geistesträgen Commentirens von Aristoteles und Plinius die fleißige Beobachtung und das scharfsinnige Experiment setzen, mittels welcher man die Erscheinungen klar und nüchtern erkenne, um durch diese Erkenntniß wieder neue Experimente anzustellen, neue Fragen an die Natur zu richten, um endlich erst aus der Fülle der Erfahrungen heraus allgemeine Schlüsse machen zu können. Diese Methode wird die Inductionsmethode genannt und, wie gesagt, hat die Naturwissenschaft durch dieselben Weg zur Größe und Selbstständigkeit gefunden. Aber noch immer war sie mehr vereinsamt in Studirstuben, Observatorien und Laboratorien; trotz ihrer glänzenden Fortschritte erfreute sie sich noch nicht so sehr der

allgemeinen Theilnahme, war noch keineswegs so populär geworden wie heutiges Tages. Um so mehr wurde sie aber auch von den herrschenden Strömungen in der gelehrten Welt berührt, und als die Philosophie die Zeit ihrer Blüthe hatte, blieb ihr gewichtiger Einfluß auf die Naturwissenschaft nicht aus. Es war namentlich im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, als viele Naturforscher, meist Schüler von Helling, wieder gar mitleidig auf die Methode des großen Baco herabsahen, indem sie glaubten, mittels der bloßen Speculation erkenne man kräftiger und sicherer als mittels der Erfahrung; sie sahen die experimentirenden Physiker und Chemiker, die anatomirenden Zoologen und Botaniker als untergeordnete Proletarier an, die nur mühsam ihnen nachhinkten, und überall sollte nicht die Natur, sondern das reine Denken entscheiden.

In der Befiegung dieser Richtung, die anfang bedenkliche Zerrüttungen in der Wissenschaft hervorzubringen, feierte die Naturwissenschaft ihren zweiten Triumph, und die hervorragenden Naturforscher unserer Zeit, namentlich der unlängst verstorbene Physikolog und Zootom Johannes Müller, haben selber reichlich die Früchte ihrer reformatorischen Bestrebungen geerntet.

An die Stelle der Philosophie ist die Mathematik als eine die Naturwissenschaft durchdringende Disciplin getreten, und diese Verbindung hat sich als außerordentlich segensreich und fruchtbar erwiesen. Schon Newton u. A. haben auf diese Weise in Bezug auf die Himmelskörper und die von der Schwere abhängigen Erscheinungen Immenses errungen, aber durch den neueren gemeinsamen Betrieb beider Wissenschaften ist viel auf dem Felde der Erscheinungen, die von der Elasticität abhängig sind, geleistet worden. Während man sonst Schall, Licht und Wärme als Imponderabilien mannichfachen eigenen und fremden Gesetzen unterwarf, sind die entsprechenden Wissenschaften, Akustik, Optik und Wärmelehre als besondere Formen und Zweige der Bewegungslehre erkannt, und es steht zu erwarten, daß die Lehren von der Electricität und dem Magnetismus ein gleiches Schicksal haben werden.

So unhaltbare Luftschlösser die Naturphilosophie baute, ebenso sichere und darum dauernde Beziehungen verschiedener Naturthätigkeiten sind durch die naturwissenschaftliche Mathematik hergestellt worden. So entstand u. A. der Elektromagnetismus, der Rotationsorganismus, der Thermomagnetismus, die Elektrodynamik, die Magneto-Electricität u. s. w. u. s. w.

Schloß die Naturphilosophie kühn und unsicher vom Einzelnen aufs

Ganze, so schließt nunmehr die naturwissenschaftliche Mathematik kühn aber sicher vom Einzelnen ins Ganze, vom Kleinen ins Große. So berechnet der Astronom aus der Zeit, die ein neu entdeckter Planet braucht, um ein kleines Stückchen seiner Bahn zurückzulegen, die ganze Umlaufszeit dieses Himmelskörpers und seine Entfernung von der Sonne. Der Mineralog erkennt an einem mit bloßem Auge kaum sichtbaren Bruchstück eines Krystalles die Form des Ganzen und die Art der Krystallagerungen.

Es würde zu weit führen, auch nur im Allgemeinen die großen Fortschritte der Naturwissenschaft und den Anwachs ihrer Resultate aufzuführen. Jeder Gebildete weiß, wie in der Astronomie eine Entdeckung der andern folgt, daß die Anzahl der Planeten schon auf 61 gestiegen, wovon allein 25 auf die letzten 7 Jahre kommen, daß in der Chemie an die Stelle der 5 alten fälschlichen Elemente 61 unzerlegbare Grundstoffe getreten sind. Die Optik ist fast ganz und gar ein Erzeugniß unserer Zeit, desgleichen die Meteorologie. Die organischen Naturwissenschaften, obschon sie sich im Allgemeinen eines geringeren Interesses erfreuen, sind doch auch mit ihren neueren Entdeckungen mannichfach zur Kenntniß des Publikums gekommen. Es ist Jedermann bekannt, wach einen großen Antheil das Mikroskop an denselben hatte, wie sich in dem Tropfen des stehenden Wassers eine neue Welt lebender Wesen erschloß, — daß auch die hinter der jetzigen Schöpfungsperiode liegende Vorwelt mit ihren fast schauerlich großartigen Geschöpfen, mit ihren gigantischen Pflanzenbildungen dem Forscherauge sich aufthut, — über alles dieses wird sich der Leser in ausführlichen populären Schriften unterrichtet haben, so wie auch darüber, daß so viele Wirkungen im Thier- und Pflanzenorganismus, die man sonst genügsam einer unbestimmten Lebenskraft zuschrieb, nur eigenthümliche Verkettungen der allgemeinen Naturkräfte sind, die selber immermehr als bestimmte Wirkungen zwischen Materie und gesetzmäßiger Bewegung erkannt werden.

Betrachten wir weiter die Art und Weise der gegenwärtigen Forschung, so treten uns zunächst zwei Methoden entgegen. Die eine hält sich fast einseitig streng an die Bacon'sche Induction; mit großem Fleiße verweilt der betreffende Forscher in einem bestimmten, abgegrenzten Gebiete, er erlaubt sich weder links noch rechts zu sehen und hält die gewonnenen Resultate selten für ausreichend, allgemeinere Schlüsse zu ziehen. Nun fordert freilich gründliche Forschung durchaus Theilung der Arbeit und es ist weise Mäßigung, sich auf das abgesteckte Gebiet zu beschränken, sobald Kräfte und Gelegenheit es nicht gestatten, mit großer Schnellkraft des Geistes

daneben die ganze Natur ebenmäßig zu studiren, — es stände aber schlecht um die Wissenschaft im Großen und Ganzen, wenn diese Weise die einzige und ausschließliche wäre, denn es erwächst ja der größte Vortheil schon für jede Zweigwissenschaft aus der innigen Vermählung und Durchdringung aller Wissenschaft. Das ist schon hinsichtlich der Mathematik und Naturkunde gezeigt worden. Endlich ist aber doch der Zweck aller Forschung die Erkenntniß des Ganzen, und nur die Richtung auf das Ganze kann verhüten, daß sich das Arbeitsgebiet nicht verwirrt und verknäuelte. — Glücklicherweise gebar auch das Zeitalter einige Männer, die mit ihrer hohen Genialität größere Umfänge der Wissenschaften, ja das Ganze umfaßten und mit wahrhaftem Feldherrntalent beherrschten. Dahin gehören Justus, Cuvier, Arago, Johannes Müller und vor Allen Alexander v. Humboldt.

Letzterer löste die Aufgabe, das Weltall in seinem unendlich harmonischen Zusammenhange und Zusammenwirken zu schildern; er schrieb nicht in der Art der alten Encyclopädisten, die Summe der Zweigwissenschaft, sondern er faßte die Einzelheiten nur in Beziehung zum Ganzen auf und zeichnete so das All in hochgenialer Weise mit gewaltigen Zügen. In seiner herrlichen Darstellung gehen Wissenschaft und Kunst ineinander über, indem sie zeigt, daß in dem umfassend Wahren zugleich hohe Schönheit liegt. Pythagoras nannte das harmonische Zusammenwirken des Universums die Sphärenmusik und pries den am seligsten und glücklichsten, der dieselbe hören würde, — das Verständniß des Ganzen erschien ihm als der Genuß der höchsten Schönheit, eben weil das Universum selbst ein erhabenes Kunstwerk ist.

Humboldt erging sich zwar so weit in den Geisteswissenschaften, als sie innig mit den Naturwissenschaften zusammenhängen, doch im Großen und Ganzen ließ er sie unberührt und sagte damit, daß sie etwas Eigenartiges seien. Mit bescheidener Ehrfurcht, das Kennzeichen großer Geister, ging er an den Fragen nach Wesen und Natur des Geistes, der Zukunft des Menschengeistes u. s. w. vorüber. Ebenso der Großmeister in der Wissenschaft der organischen Natur, Johannes Müller; Referent erinnert sich aus seinen Vorträgen der Worte: „Die Frage über die Natur des Geistes ist durch die Naturforschung nicht zu beantworten und es ist keine Aussicht vorhanden, daß dies je der Fall sein wird.“ Desgleichen sagte er über die Schöpfung der Dinge: „Wir sehen mit einem Male in den Erdschichten Thiere, die vorher nicht existirten, z. B. den Walfisch in der Kreideformation, er hat sich aus keinem andern Thiere metamorphosirt, —

woraus sollte sich auch ein Walfisch entwickelt haben — wie ist das Thier entstanden? Wir wissen es nicht und ein ehrfurchtsvoller Schauer sagt uns, daß wir an die Grenzen unserer Forschung gelangt sind.“

Auders macht es eine dritte Art der Naturforscher, ausschließlich Fachgelehrte mit beschränkter Ueberschau des Ganzen. Je einseitiger sie gebildet sind, um so weniger wollen sie von der Bescheidenheit ihrer großen Genossen wissen, erklären fast alles Seiende in das Gebiet der Naturwissenschaft gehörig und bringen, von falschen Prämissen ausgehend, Alles in ihr beschränktes System. Ich meine die modernen Materialisten Carl Vogt, Moleschott, Burmeister, Czolbe u. A. Sie gehen überall von dem Sage aus, daß Stoff und Kraft untrennbar seien und zwar so, daß der Stoff als das eigentlich Wesentliche des Ganzen, die Kraft aber nur als eine Eigenschaft des Stoffes erscheint. Alles Seiende, auch alles Geistige ist ihnen entstanden durch Combination der kleinsten Theile der Materie.

Hiermit ist ein kurzer Ueberblick über die Methoden der Naturforschung gegeben. Gehen wir jetzt über zu der Betrachtung des Einflusses dieser Wissenschaft.

Jedem ist bekannt, daß die Theilnahme für die Naturwissenschaften im Publicum allgemein geworden ist. Der ernstere Gebildete macht es zu einer Lieblingsbeschäftigung in dem zugänglicheren Theil die neuen Entdeckungen zu verfolgen, wozu die Tagesliteratur alle Mittel an die Hand giebt; selbst in den Salons wird die Naturkunde den übrigen gesellschaftlichen Decorationen hinzugefügt; mit besonderm Erfolge wurden sie aber im praktischen Leben angewandt, in Werkstätten und Fabriken einheimisch, und selbst der Landwirth, der sich lange sträubte ihnen ein Obdach zu geben, nimmt sie jetzt freundlich bei sich auf.

Wie sehr durch diese praktische Anwendung die Nationalökonomie gewonnen hat, ist einleuchtend, auf einer Seite ist der Luxus, auf der anderen die Einnahme und somit auch die Lebensannehmlichkeit vermehrt; nur der, welcher die unfreiwillige Armuth für einen Volkssegner hält, dürfte scheel dazu sehen. Wir würden uns in Gemeinplätzen bewegen, wollten wir diese Beziehungen weiter ausführen, so wie all die großen Umwälzungen, welche im socialen Leben durch die früher ungeahnten Verkehrsmittel, den Resultaten der Naturforschung, hervorgebracht worden sind, — besprechen wir hier vielmehr die directen Einflüsse auf die geistigen Bewegungen in unseren socialen und politischen Verhältnissen. Nicht zu ver-

kennen ist hier eine erschreckende Zunahme schrankenloser Ungebundenheitsgelüste und maßloser Subjectivität, ein Widerstreben gegen historisch überlieferte Verhältnisse und Anschauungen, bei Vielen Hinneigung zu offener Anarchie. Zu all diesen negativen Bestrebungen wird offen die Hand geboten von jenen Naturforschern, die schon oben als moderne Materialisten genannt sind. Sie liefern zu den Umsturz-Neigungen das zugehörige Evangelium und einen vollständigen Dogmencomplex, reichlich durchmischt und ausgestattet mit sogenannten naturwissenschaftlichen Thatsachen. Nach ihrer Lehre ist alles entstanden durch das Zusammentreffen der materiellen Atome und deren Kräfte, nicht nur, was sonst der Name Natur umfaßt, sondern auch alles Geistige, demnach alle Ideen und jegliches Objective und Göttliche. Sie fassen alles Geistige als Schwingungserscheinungen der kleinsten Gehirnthteile auf, alle Willensfreiheit wird somit gelehnet und demnach jede Verantwortlichkeit; den wilden Trieben steht Thür und Thor offen, Moral und Strafe ist ein Unding. Somit ist der Kirche, dem Staate und allen geordneten socialen Verhältnissen der Krieg erklärt. Am wenigsten nahm Carl Vogt Anstand sich offen für die äußersten Consequenzen dieser Anschauungen zu bekennen, er preist die bestialische Ungebundenheit, wo Alle wider Einen sind und Einer wider Alle ist, als den zu hoffenden Idealzustand. Hierzu führt er Analogien aus dem Thierleben an, indem er darauf hinweist, wie viel vollkommener ein Raubthier an Intelligenz und Kraft sei als die friedlichen in Gesellschaft lebenden Thiere. In der Schamlosigkeit der Darstellungsform solcher Ideen steht er zwar fast einzig da, aber in gemildeter Weise und anständigem Ausdruck finden wir Aehnliches genug bei den übrigen zahllosen Anhängern der Lehre. Daß aber diese Grundsätze nicht blos in den Büchern jener Schriftsteller ihren Platz finden oder nur als verhaltene Neigung in den Köpfen gewisser Classen der bürgerlichen Gesellschaft existiren können, beweisen die Zustände in Amerika, wo nur Kist, Dolch und Revolver ihre Berechtigung haben.

Auf der anderen Seite läßt es die conservative Partei trotz ihres Ingrimmes auf eine Wissenschaft, in der ihre Gegner so reichliche Ausbeute suchen, an Beziehungen auf dieselbe doch nicht fehlen. Preisen jene den freien, beutelustigen und verschlagenen Fuchs, so finden diese die Natur in der Blüthe ihrer ordnungsmäßigen Vollkommenheit bei den Hymenopteren, den Bienen, Ameisen u. s. w., die gänzlich im Dienste für die Gesamtheit aufgehen, nichts wollen als dienen, arbeiten und der Königin gehorchen. Die Kirche hat von jeher die in Heerden lebenden Thiere als

Symbole aufgestellt, die räuberischen dagegen als Bilder des Bösen. Die modernen Culturhistoriker, Nihil an ihrer Spitze, schreiben eine Naturgeschichte des Volkes und entwickeln ihre Lehren, wie sie sagen, naturgeschichtlich. Den wesentlichen Unterschied des Menschen von der übrigen Natur lassen sie fast ganz außer Auge, sie beschreiben die Verhältnisse immer in Bezug auf bestimmte Gruppen und deren althergebrachte Lebensformen, die Charakteristik der Volksgeschlechter ist aufs Genaueste durchgeführt und das psychische Leben ist aufgefaßt wie die eingeborenen, instinktiven Sitten der Thiere. Nihil bleibt stehen bei seiner Sanctionirung der Familie und eifert gegen jede Emancipirung des Einzelwesens. Der Mensch gilt ihm nur etwas im blutsverwandten Zusammenhange. Dies geht so weit, daß ihm selbst die zeitweilige Separation der Hausgenossen in eigene Räume zuwider ist, Alle sollen stets mit einander verkettet leben, überwacht von der spinnenden Hausmutter. Der Verfasser schmückt übrigens seine Darstellungen gern mit Sittenschilderungen abgelegener Landstriche und vergangener Zeiten.

Beide Extreme nehmen willkürlich die Natur, wie sie ihnen paßt. Die Alles auflösenden Consequenzen der materialistischen Lehre liegen auf der Hand, auf die Fehler in den Voraussetzungen werden wir später zurückkommen. Die angeführten Bilder aus dem Thierreiche anlangend mag gern zugegeben werden, daß die wilden Bestien eine bedeutende Intelligenz, schärfere Sinne und größere Wehrhaftigkeit haben als das gefellige Thier, die Vorzüge dieser ritterlichen Bestien möchten aber doch nur von einer kleinen Partei in Anspruch genommen werden und dieser würde Herr Vogt wieder am wenigsten den Preis geben, wenigstens nicht den der Intelligenz.

Gleichfalls widersinnig fällt die Berufung der Conservativen auf die Natur aus, und gerade von dieser Seite, die von den brüskten Manieren des Herrn Vogt und Consorten weit entfernt sein will, klingt die Bezeichnung, Naturgeschichte des Volkes, recht beleidigend. Das einzelne Thier hat keine höhere Bedeutung als die Repräsentation und Erhaltung einer bestimmten Art, das Individuum ist hier nur ein gleichartiges Glied in der Kette des Geschlechts, nicht entwicklungsfähig, weil es nicht frei ist. Der Mensch aber ist zwar auch ein integrierender Theil des Geschlechts und dieses ist nicht zu verkennen noch zu vergessen, aber das hat er eben nur mit Thier und Pflanze gemein, sein Adel liegt anderswo, nämlich darin, daß er im Gegensatz zu den übrigen Einzelwesen in der Natur an und für sich selber etwas darstellt, für sich entwicklungsfähig ist, einen freien Willen

hat, kurz eine Person ist. Alles dieses muß bei Seite gesetzt werden, um dem Einzelnen ein schablonenmäßiges Eingehen in die Sitten der Väter aufzuzwingen, um ihn wie eine Conchilie in die Räume eines bestimmten Hauses zu bannen, ihn andauernd in überkommene Verhältnisse zu zwingen, kurz einen Menschen und eine Gesellschaft zu construiren à la Riehl.

Keiner von Beiden, weder die Destructiven noch die Conservativen fassen den Gegenstand allseitig auf, ein dritter höherer Standpunkt muß gewonnen werden, und der dürfte seinen Ausgang finden in der angeführten zwiefachen Eigenschaft des Menschen, als integrierender Theil des Geschlechts und als eine freie entwicklungsfähige Persönlichkeit.

Da die Staatsverwaltungen wissen, daß die umstürzenden Elemente genau mit jener materialistischen Naturphilosophie zusammenhängen, so haben sie vielfach mismüthig auf die Cultivirung der Naturwissenschaften gesehen und selbst in Preußen, wo man doch für die Schulen immer am meisten thut, behandelte man die Naturkunde lange Zeit recht stiefmütterlich. Von dieser Seite ist vergessen worden, daß nicht die Naturwissenschaft zum Materialismus führt, sondern die Anwendungen ihrer Lehren auf ein unberechtigtes Gebiet. Für solchen Mißbrauch kann sie ebensowenig verantwortlich gemacht werden, als ein Messer für den Tod eines Menschen, der dadurch umgekommen. In früheren Zeiten wurde der Materialismus, welcher ja uralt ist, besonders von Philosophen, ja hier und da wohl selbst von Theologen betrieben und Jeder glaubte dazu den Grund in seiner Wissenschaft zu finden. Wer es aber befremdend findet, daß der Materialismus als Doctrin immer von einer Wissenschaft ausgeht, mag sich auch darüber wundern, daß man immer nur im Wasser fischt und im Freien jagt. Es ist übrigens angeführt worden, daß namentlich Einseitigkeiten in dem großen Gebiete der Naturwissenschaften jene Richtung begünstigen, also möchte ihr allseitiger Betrieb die beste Schutzwehr dagegen sein.

Stellten sich schon zwischen der Bürokratie und Naturwissenschaft mehre Dissonanzen heraus, so waren diese noch größer zwischen ihr und der Kirche. Lange Zeit hindurch lebten beide außerordentlich friedlich neben einander. Der große Newton soll Gott gebeten haben, ihm zu verzeihen, wenn seine Entdeckungen irgend etwas enthielten, was gegen die Offenbarung sei. Haller war ein ebenso gläubiger Theolog, als gelehrter Naturforscher und so viele, bis auf den jüngstverstorbenen Schubert; beide Wissenschaften nahmen verschiedene Ausgangspunkte und es lag überhaupt noch nicht so sehr in der Zeitrichtung, alle Dinge von einem gleichartigen und gemein-

samen Standpunkte aus zu betrachten. Nach und nach wurden aber Stimmen aus dem naturwissenschaftlichen Gebiete laut, welche die alten Einwürfe gegen die Dogmen mit Gründen ihrer Wissenschaft belegt wiederholten. Während der Herrschaft der Naturphilosophie mit ihrer breiten und elastischen Grundlage blieben diese vereinzelt, bis sich später unter den sogenannten exacten Naturforschern die Materialisten zu einem wahren Sturm gegen die alte Kirche anschickten; namentlich war es die Schrift „Köhlerglaube und Wissenschaft“ von dem genannten Vogt, welche in unzähligen Exemplaren gegen die Theologen und unter das Publikum geschleudert wurde. Die frommen Männer schrakten sichtlich zusammen, wie die Furchtsamen bei einem Schusse, nicht sowohl weil der Schuß getroffen hatte, sondern weil überhaupt einer gefallen war. Jetzt einigte sich die äußerste Rechte und Linke der Wissenschaft und schickten sich zur Vertheidigung an. Zunächst erwies ihnen der namhafte Physiolog Wagner den Freundesdienst, eine Lanze für sie einzulegen, der alte Herr gab sich aber bei allem Eifer für die gute Sache so viele Blößen, daß er von seinem böszüngigen, gewandten Gegner Vogt übel zugerichtet wurde. Nach ihm erschien eine große Zahl von Vertheidigern auf dem Kampfplatze, wovon jedoch die wenigsten so weit mit der Naturwissenschaft bekannt waren, um dem Gegner seine Trugschlüsse oder falschen Voraussetzungen nachweisen zu können.

Die Materialisten behaupten, wie schon angeführt, daß das ganze Object der Theologie und des Cultus aus zufälligen Hirnsvvingungen entstanden, also im eigentlichen Sinne des Wortes ein Hirngespinnst sei, sie berufen sich dabei auf Thatsachen, die nach ihrer Ansicht unerschütterlich sind. Betrachtet man die Sache aber bei Lichte, so gehen sie nicht sowohl von diesen, sondern gleichfalls von Dogmen aus, obgleich sie so heftig gegen solche schreien, und die ihrigen haben nicht einmal die geschichtliche Basis für sich. Ihr Fundamentaldogma „Kraft und Stoff sind untrennbar“ ist ganz willkürlich von der materiellen Natur auf das Gebiet des Geistes übertragen, also in dieser Beziehung untergeschoben worden. Ja selbst in ersterer ist diese Verbindung keineswegs so sehr enge, denn obgleich die Kraft immer von einem Stoffe ausgeht, kann diese doch weit in die Ferne wirken und den Stoff überholen. Sollte man aber in Zweifel ziehen, daß überhaupt eine Wechselwirkung zwischen rein Geistigem und Materiellem, also Räumlichen und Raumlosen stattfinden könne, so sehe man sich doch nach Analogien in der Natur selber um, wo doch u. a. wägbare Stoffe auf den unwägbarcn Aether einwirken. Was aber den zweiten Hauptsatz

jener Materialisten anbelangt, daß alles Geistige nur in Bewegungen des Hirns seinen Grund finde, so ist dieser rein hypothetisch zu nennen, weil die Physiologie des Gehirns noch völlig im Dunkeln liegt, wir wissen nur davon, daß es beim Denkgeschäft vorzugsweise thätig ist. Fürwahr, wären die Theologen, so wie das große Publikum etwas vertrauter mit den Naturwissenschaften, so würde dieser vulgäre Materialismus ihnen als eine müßige Absurdität erscheinen. Ebenso nützlich wäre den Theologen dieses Stadium deshalb, um überall die richtige Stellung zu der wahrhaft exacten Naturforschung zu gewinnen. Wie verträgt sich zum Beispiel die Ansicht von einem Neubeleben der stofflichen Bestandtheile unsers Leibes mit der Thatsache, daß die materiellen Ueberreste des Menschen durchaus in den großen Haushalt der Natur übergehen, so daß eine Reihe von Generationen dieselben Stoffe zum Aufbau ihres Körpers verwenden; oder was soll ein Zoolog dazu sagen, wenn er liest, daß dem Urmenschen und dem jenseitigen Verklärten Bauchrippen zukämen, — wie Professor Hoffmann in seinem Schriftbeweis darthun will, — da doch diese Knochen nur bei den niedrigsten Formen der Wirbelthiere vorkommen, Vögel und Säugethiere sie aber nicht mehr besitzen.

Bemerkenswerth ist, daß während die Materialisten die Kraft als eine bloße Eigenschaft der Materie auffassen, die dem Glauben zugethanen Naturforscher den Stoff vielmehr als eine eigenthümliche Krastersehung bezeichnen. Sie sagen: alle unterschiedlichen Eigenschaften der Materie seien nur eine Summe von Kräften und es sei irrtümlich solchen Kräftecomplex als etwas der Kraft Bei- oder Uebergeordnetes zu betrachten. Damit zusammenhängend leugnet die eine Partei den Begriff des Organischen und sagt, das Thier und die Pflanze unterscheide sich in nichts Wesentlichem vom Krystall; dagegen macht die andere spiritualistische Partei Alles organisch. So sagt z. B. Bromme in seinem Atlas zu Humboldt's Kosmos: „— Weil aber die Erde als ein Organon erschaffen wurde, so entwickelte sie sich auch vom ersten Momente an organisch und in ihren ersten Lebensregungen schon lag die Bedingung zu allen folgenden Erscheinungen. Erde, Wasser und Luft, in denen sich das Leben des Erdganzen ausspricht, die daher auch als die Organe desselben angesehen werden können und in ununterbrochener lebendiger Wechselwirkung zu einander stehen, schieden sich in den ersten Momenten auf analoge Art, wie wir es noch stets bei jedem werdenden Embryo sehen; so traten auch, in den ersten Rudimenten wenigstens, die unmittelbar mit der Schaffung bedingten Thätigkeiten in Wirksam-

feit — Licht und Wärme, magnetisch-elektrische Polarität, überhaupt Bewegung und Rotation, es war Tag und Nacht! — Wie aber Land, Wasser und Luft sich schieden, waren auch die Bedingungen zu den Organismen gegeben, die den Erdball zu bevölkern begannen, und jedes Organ gab und empfing von dem andern und stellte wiederum in sich selbst eigenthümliche Producte dar. — Kein Organismus steht in einem Augenblicke vollkommen ausgebildet da, sondern es fand vielmehr die Gestaltung des Festen aus dem Flüssigen stufen- und periodenweise statt; — ein Gleiches wird auch wohl, wie wir mit Gewißheit annehmen könnten, beim Erdorganismus der Fall gewesen sein, wo es lange Zwischenräume gedauert haben mag, bevor die Entwicklung vollendet war; und diese Zeiträume wird man in Beziehung auf die ganze Lebensdauer der Erde als Tage bezeichnen können, wie es Moses in der Schöpfungsgeschichte that. Die Kosmogonie der Bibel, die unbestritten den Vorzug vor allen anderen Kosmogonien verdient, erzählt einfach: Gott schuf die Erde; es ward Licht, Tag und Nacht; hierauf schied sich Erde und Wasser; es entstanden nun Pflanzen, dann die Thiere und der Mensch, die Krone der Schöpfung u. s. w.“ — Wir haben diesen Passus angeführt, um zugleich einen der gesuchtesten Knotenpunkte der Theologie und Naturwissenschaft, die Schöpfungsgeschichte, zu berühren. Außer dem angeführten Schriftsteller haben viele das gleiche Thema meistens auf ähnliche Weise behandelt, dabei ist vielfach von den Naturforschern vergessen worden, daß kein Gelehrter sich sein Resultat und seinen Schlusssatz vorher abstecken sollte, denn gesetzt auch, dieser Satz wäre ganz richtig, so könnte es ihm immer noch gehen wie einem Schulknaben, der das gegebene Facit richtig herausbringt, nichts destoweniger aber eine grundfalsche Rechnung liefert; die Theologen aber mögen ihrerseits bedenken, daß die Bibel nimmer ein naturwissenschaftliches Lehrbuch ist.

Wie schon früher besprochen, feierte die Philosophie einen Haupttriumph darin, daß sie die Naturwissenschaft unter ihr Gefolge zählte und Bacon's solide Inductionsmethode fast vergessen wurde auf dem breiten, bequemen Wege des Schelling'schen und Hegel'schen Systems. Gerade aber durch die exacte Naturforschung hat sie nunmehr eine eclatante Niederlage erlitten. Alles strömte in den letzten Jahrzehnden der glänzend in Mode gekommenen Naturkunde zu, Studierende und Dilettanten füllten ihre Hörsäle und die Professoren der Philosophie saßen da, wie weiland Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem; kaum, daß in der letzten Zeit eine geringe Steigerung des Interesses bemerkbar ist, man ist noch immer

geneigt, die Schüler der reinen Philosophie wie eine Race Spinnen zu betrachten, welche ihr weisichichtiges luftiges Gewebe nur aus sich selber entwickeln, — und nicht ganz mit Unrecht. Aber gerade die, welche am eifrigsten in solchem Tadel sind, wären nicht unpassend mit den allerdings fleißigen Ameisen zu vergleichen, die aber doch nur wenig geordnetes rohes Material anhäufen. Der richtige Standpunkt möchte am Ende der sein, nach welchem der betreffende Gelehrte der Biene gleiche, welche mit solidem Material einen symmetrischen und harmonischen Bau ausführt.

Es blieb indeß nicht dabei, daß die Naturforscher durch Ueberflügeln und Ignoriren der Philosophie die Theilnahme entzogen, sondern die genannten Materialisten drangen auch in ihr verödetes Gebiet ein und wollten auf ihre Art eine neue Philosophie herstellen, welche aber im Wesentlichen bei allem Pomp und aller Breite auf eine trostlose Verneinung und Entwürdigung alles Geistigen hinausläuft. Am Wunderlichsten ist dabei die Inconsequenz, mit der sie zuerst behaupten: die Annahme von etwas harmonisch Geistigem, ja von jeglicher Planmäßigkeit in dem Weltall, sei eine leere Täuschung, Alles sei durch bloßen Zufall geworden wie es sei, und könne auf jede beliebige Art anders sein, — wie wunderbar, wenn sie erst dieses behaupten und somit ihrer eigenen Einsicht ein völliges Ungültigkeits- und Armuthszeugniß ausstellen, sich dann aber vermessen der Welt ein wahres System und ein neues Evangelium zu geben, — und wenn diese exacten Leute so sehr der Gedankenschlüsse entbehren können, wie es unmöglich ist, so dürfte man doch noch die bloßen Beobachtungen in Zweifel ziehen, denn wer bürgt ihnen, daß ihre nach dem eigenen System zufällig gewordenen Sinnesorgane richtig beobachtet, daß die Wirklichkeit nicht ganz anders ist, wie sie sie wahrnehmen, daß sie besser sehen als die Heuschrecken, denen wahrscheinlich alle Gegenstände mosaikartig erscheinen.

Die bedeutenden neueren Philosophen sind entweder bloße Effektiker, wie z. B. Trendelenburg, oder sie bewegen sich vorzugsweise auf dem historischen Standpunkte, wie Runo Fischer, — bei einem zu erwartenden neuen Aufschwunge wird die reine Speculation durchaus ihren Corrector an den Thatsachen finden und der Philosoph wird im Besitze der Resultate aller reinen Wissenschaften sein müssen, dadurch wird die philosophische Sprache an Klarheit, der Begriff an Bestimmtheit gewinnen, es wird dann für das ganze Reich des Wissens Aehnliches errungen werden, wie der Kosmos für die Naturwissenschaften.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Einfluß der Naturwissenschaft

auf die Medicin zu besprechen, da letztere durchaus zu einem integrierenden Theil der ersteren geworden ist. Vermittelt der Selbstwissenschaft ist aber ihr Einfluß auf die Jurisprudenz wichtig geworden, indem die gerichtliche Medicin zur Aenderung mancher Anschauungen wirkte, oft aber ist sie dadurch in ungelöste Probleme hineingeräthen, wie z. B. in die Frage über die Zurechnungsfähigkeit der Angeklagten bei Criminaluntersuchungen. Andererseits wurden das Mikroskop und die chemische Analyse zu den aufklärendsten Hilfsmitteln, man kann jetzt entscheiden, ob etwaige Blutflecke von Thier- oder Menschenblut herrühren; unlängst befreite das Mikroskop einen Juden, der lange Gefängnißstrafe erlitten hatte durch fälschliche Verurtheilung wegen Verkaufs baumwollener Stoffe statt leinener, und durch Ehrenberg's Hilfe gelang es einen diebischen Officianten zu ermitteln, der auf der Eisenbahnstation einen Geldsack geleert und wieder mit Sand gefüllt hatte. Ehrenberg untersuchte den Sand und bestimmte nach den Infusorienschalen den Ort, wo dies Verbrechen vorgenommen war. Wenn sich Manche für dieses Gebiet viel von einem Aufschwung der Schädellehre versprechen, so müßten doch erst in den Fundamenten derselben umgestaltende Entdeckungen gemacht werden. In ihrer gegenwärtigen Form entbehrt sie so sehr eines wirklich wissenschaftlichen Grundes, daß sie auch bei der größten Ausbildung zu argen Täuschungen Veranlassung geben könnte, — und selbst so geübte Beobachter, wie jener französische Phrenolog, der auf den Galeeren nach der Schädelbildung alle die ansuchte, welche wegen Nothzucht verurtheilt waren, würden kaum zu einem entscheidenden Ausspruch bei einer Verurtheilung zuzulassen sein.

Die Geschichtsforscher haben durch die Naturkunde eine außerordentliche Belebung ihrer Wissenschaft zu verdanken, denn der menschliche Wille und menschliches Thun sind nur bedingt frei, und selbst die Gesamtheiten der Individuen, welche wir Nationen nennen, wurden in ihrer Entwicklung und ihrer Stellung zu einander wesentlich beeinflusst durch die natürlichen Verhältnisse ihrer Wohnstätten. So ist es klar, daß weder der in der Kälte verkümmerte Bewohner der kalten Zone, noch die in ihren Leidenschaften überreizten Racen zwischen den Wendekreisen die Geschichte bilden konnten, und hinsichtlich der Culturvölker hat man nunmehr alle die Bedingungen wohl erwogen, welche ihre Unterschiedlichkeit hervorbrachten: die Configuration der Länder, die Producte derselben, die meteorologischen Verhältnisse u. s. w.

Die Sprachforschung findet in der Naturgeschichte der Menschen d. i.

in seinen charakteristischen Schädel- und Gesichtsbildungen sehr wichtige Fingerzeige für die Auffindung der Sprachverwandtschaften, so wie es noch in Aussicht steht, daß eine feinere vergleichende Physiologie des Stimmapparates eine schätzbare Zugabe zur vergleichenden Sprachforschung geben wird. Recht umgestaltend wirkte die allgemeine Richtung auf die Natur und ihre Wissenschaft auf die Kunst, zumal in der Malerei und Bildhauerei. Man hat das Herauskehren des bloß Natürlichen auch hier den Naturalismus genannt im Gegensatz zu dem Idealismus, welcher vorzugsweise geistige Momente darstellt. Unter den älteren Schulen war die niederländische fast die einzige vorwiegend naturalistische, jetzt überbietet dieses Element fast das idealistische und überall stützt man sich auf die Vollkommenheit der Natur an und für sich, und man glaubt das Beste geleistet zu haben, wenn man sie nach Form und Farbe photographisch getreu darstellen kann. Für die Malerei mag diese Richtung neben der großartigeren geistigen Production der Idealisten noch ein gewisses Recht haben, die Bildhauerei aber, die von Alters her vorzugsweise den Nimbus des Idealen besaß, sollte ihre Mission für das rein Schöne nicht dem bloß natürlich Wahren opfern. Wie weit man sich hierin verirren konnte, zeigen unter a. die Darstellungen des namhaften Bildhauers van Hove, dessen Werke auf der allgemeinen Weltausstellung in Paris mit der goldenen Medaille gekrönt wurden. Man sehe nur seine symbolische Figur „die Rache“. Allerdings ist sie völlig natürlich, jede Muskel lebt und Bewegung und Züge drücken ausschließlich diese Leidenschaft aus. Diese ist aber in so niedriger, gemeiner, thierischer Art dargestellt, das Ganze trägt so sehr den Charakter ekelhafter Bestialität, daß der Beschauer sich beleidigt abwendet.

Naturwahrheit ist unerläßliche Grundbedingung jedes Kunstwerkes, es ist aber nicht sein höchster Zweck, das geistige Walten im Menschengeschlechte steht über jeder Natur und ein verschönernder sittlicher Zug soll auch durch die Darstellungen des Bösen gehen. Verhehlen wir es uns überhaupt nicht, groß und wunderbar ist die Natur, größer aber ist die Majestät des Geistes.

Dr. C. Hempel.

Ueber die Freiheit der Arbeit.

(Russki Westnik April 1860.)

Aus den im März d. J. von Gustav de Molinari in Moskau gehaltenen öffentlichen Vorträgen.

Im Alterthum gab es für das Individuum keine Freiheit und es konnte auch keine geben. Sie wurde der allgemeinen Sicherheit zum Opfer gebracht, weil die Gesellschaft vorzugsweise auf die Abwehr der Angriffe äußerer Feinde bedacht sein mußte. Alle Classen der Bevölkerung mußten sich einer Menge von Leistungen und Verpflichtungen unterziehen, welche, weil gewissermaßen ein ununterbrochener Belagerungszustand bestand, die Beseitigung fortwährend hereinbrechender Gefahren bezweckten. Mit den Fortschritten der Gesittung und dem Aufhören der Barbareneinfälle trat auch eine neue Ordnung der Dinge ein; die Opfer, die der Staat bisher von seinen Angehörigen gefordert hatte, verloren ihre Bedeutung und die individuelle Freiheit konnte wieder in ihre Rechte treten.

Kann der Fortschritt, den diese Veränderung involvirte, überhaupt in Frage gezogen werden? Ist es ein Fortschritt, daß der Mensch sich frei bewegen, frei denken, handeln, arbeiten und austauschen kann, oder ist es keiner? Wer weiß es nicht, daß diese Frage der Gegenstand einer Controverse ist, daß diese Frage zur Stunde noch zu den offenen gehört, daß es einander diametral entgegengesetzte Antworten auf dieselbe giebt? Die Freiheit der Arbeit hat der Gegner viele, die sie einstimmig anklagen, die

Anarchie in ihrem Gefolge zu haben und auflösend auf die Bande der Gesellschaft zu wirken. Nur die in Bezug auf die Modificationen dieser Freiheit gemachten Vorschläge weichen von einander ab: die Einen wünschen Erneuerung des alten Systems, die Andern wollen die Freiheit bis zu einem gewissen Grade bewahren, nur soll sie einer festen Ordnung, einer Controle, der Verwaltung unterworfen sein, und dieser letzteren wird dann große Weisheit und unermüdlige Thätigkeit zugemuthet; noch Andere endlich — die Socialisten — beseitigen die Freiheit ganz unbedenklich und rückhaltlos, indem sie den Staat zum allmächtigen Verwalter der Arbeit erheben und ihm die Vertheilung der Güter und des Reichthums anheimstellen.

Die Nationalökonomien nehmen die Freiheit der Arbeit gegen diese zahlreichen Gegner in Schutz und behaupten, daß die Freiheit nicht Anarchie, sondern im Gegentheil Ordnung in ihrem Gefolge habe, daß sie allein die höchste Entfaltung des Gewerbleißes ermögliche, die Güter und den Reichthum am gerechtesten vertheile, daß der Staat seine Pflicht erfülle, wenn er die Freiheit und das durch den Einzelnen erworbene Eigenthum sichersstelle, daß von dem Grade der Freiheit die Verbreitung von Wohlstand und Billigkeit abhängen.

Der Hauptpunkt der Vertheidigung, welche die Nationalökonomien für die Sache der Freiheit führen, liegt in dem Satze, daß, wenn das System der wirtschaftlichen Freiheit herrsche, die verschiedenen Interessen unwillkürlich nach Gleichgewicht und Harmonie streben; daß bei diesem System die Production und Vertheilung der Güter mit dem größten Nutzen für Alle geschehe — mit andern Worten, daß es eine natürliche Gesellschaftsordnung gebe, welche durch das Gesetz des Gleichgewichts in gleicher Weise die physikalische Welt, auch die wirtschaftliche Welt beherrsche.

I.

Wenn jeder Alles, was er bedarf, für sich allein producirt, so würde die Frage über Ordnung und Gerechtigkeit bei Vertheilung der Güter nicht aufstehen; jeder würde für sich arbeiten und nach Maßgabe seiner Arbeit und der Mitwirkung und Wirksamkeit der ihm zur Verfügung stehenden Naturkräfte genießen. Aber bekanntlich ist dem nicht so. Mit den Fortschritten der Cultur wird die Einzelproduction mehr und mehr zur Ausnahme, die Arbeitstheilung zur Regel. Es wäre überflüssig, alle Vortheile der letzteren aufzuzählen. Wer weiß nicht, daß der Mensch,

welcher in dem großen Mechanismus der getheilten Production arbeitet, 10-, ja 100mal mehr hervorbringt, als wenn er allein mit eigener Arbeit seine Bedürfnisse befriedigen wollte? Aber gerade diese Erscheinung der Arbeitstheilung führt auf die Frage, die hier erörtert werden soll: wie in einem solchen System Ordnung bei der Production, Gerechtigkeit bei der Vertheilung der Güter, möglich sei?

Betrachten wir zuerst die Production. Sie bedarf der Arbeit und des Capitals; drittens der Naturkräfte, die Naturkräfte sind aber nur Capitale besonderer Art. Damit die Production unanshörllich wirke, ist es nöthig, daß ihre Resultate zur Erhaltung der für sie erforderlichen Arbeiter und Hülfsmittel hinreichen, d. h. es ist nöthig, daß die Kosten der Production gedeckt werden.

Hier sind drei Fälle möglich: entweder die Resultate der Production sind unzureichend zur Deckung der Unkosten, dann muß die Production nach Verlauf einiger Zeit eingestellt werden; oder Production und Kosten wiegen einander auf; oder die Production gewährt einen Ueberschuß über die darauf verwendeten Kosten; dann wird sie nicht bloß fortgesetzt, sondern weiter entwickelt, vermehrt werden können. Die Resultate der Production sind verschieden: für den Landwirth ist es die Ernte, für den Winzer die Lese, für den Gewerbetreibenden sind es Fabrikate und Manufacte. Die Arbeitstheilung verwandelt diese Erzeugnisse in Geld. Die Summe, welche der Producent durch den Tausch erhält, muß die Kosten der Production decken, und wo möglich einen Ueberschuß über dieselben gewähren.

Nur durch den Tauschverkehr sind diese Resultate der Production möglich und dies führt uns auf die Vertheilung der Güter. Hier begegnen wir einer Thatsache, bei der wir einen Augenblick verweilen müssen: wir meinen das Angebot der Erzeugnisse, welche von den Producenten auf den Markt gebracht werden und die Nachfrage nach den erzeugten Gütern.

Auch hier giebt es drei Fälle: entweder übersteigt das Angebot die Nachfrage oder jenes steht im Gleichgewicht mit diesem oder endlich die Nachfrage übersteigt das Angebot.

Diese drei Fälle sind möglich und kommen täglich auf den verschiedenen Märkten vor. Was ist der Erfolg?

Der, daß der Preis, den man für die Güter erlangen kann, — der Preis, dargestellt durch die Münzmenge oder durch andere Güter, welche der Käufer hingeben will, — nach Maßgabe der Veränderung in Nachfrage und Angebot steigt oder fällt. Uebersteigt das Angebot die Nachfrage,

so fällt der Preis, im umgekehrten Falle steigt er; halten Angebot und Nachfrage einander das Gleichgewicht, so bleibt der Preis unverändert.

Indessen — und dies ist eine wichtige Thatsache, die zugleich die Hauptgrundlage der Theorie des wirthschaftlichen Gleichgewichts bildet — der Preis wechselt nicht nur nach Verhältniß der Veränderungen in Angebot und Nachfrage, sondern in weit stärkerem Grade; wenn Angebot und Nachfrage sich in arithmetischer Progression verändern, so kann man annehmen, daß die Preise sich in geometrischer Progression verändern werden. Nehmen wir an, daß die Weizenernte des Jahres 1860 die des vorigen Jahres um $\frac{1}{10}$ übertreffe, so würde der Preis nicht um $\frac{1}{10}$, sondern wahrscheinlich um $\frac{1}{5}$ sinken. Ebenso wenn umgekehrt die Ernte um $\frac{1}{10}$ geringer wäre, so würde der Preis aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens um $\frac{1}{5}$ steigen. Wenn es zuverlässigere und richtigere statistische Angaben über Production und Tausch gäbe, so würde es möglich sein, auf allen Märkten und zu jeder Zeit die Veränderungen der Preise und ihr Verhältniß zu den Veränderungen der auf den Markt gebrachten Gütermenge darzustellen. George King hat hinsichtlich der Preisveränderungen des Weizens folgende Regel aufgestellt:

Wenn an der Ernte fehlt	so steigt der Preis über den mittleren Satz um
$\frac{1}{10}$	$\frac{5}{10}$
$\frac{2}{10}$	$\frac{8}{10}$
$\frac{3}{10}$	$\frac{16}{10}$
$\frac{4}{10}$	$\frac{28}{10}$
$\frac{5}{10}$	$\frac{45}{10}$

Dieses Gesetz für den Preissatz hat bei jeder Art des Tausches Anwendung, wenn auch Einige das Gegentheil behaupten. Man hat z. B. den Einwurf gemacht, daß die Preisveränderungen in Zucker und Kaffee bei einer Misserndte nicht so bedeutend seien als in Weizen. Das ist richtig, beweist aber nicht, daß die Ursache der Preisveränderung nicht nach demselben Princip wirke; der Unterschied ist sehr einfach: Kaffee und Zucker sind nicht so unentbehrlich wie Weizen, und die Erhöhung des Preises dieser Artikel vermindert nothwendigerweise die Nachfrage, während diese bei einem so unentbehrlichen Artikel wie Weizen nicht geringer werden kann. Weil eben bei entbehrlichen Gegenständen das Misverhältniß von Nachfrage und Angebot nicht so groß werden kann, so tritt auch keine so beträchtliche Preisveränderung ein.

Auch Capital und Arbeit sind diesem Gesetze für den Preissatz unter-

worfen. Die Wirkung dieses Gesetzes ist ganz besonders bei wirtschaftlichen Krisen wahrzunehmen. Da beobachten wir eine unverhältnißmäßige Steigerung des Zinsfußes, wie denn z. B. in Hamburg bei der letzten Handelskrise derselbe von $1\frac{1}{2}\%$ auf 10% stieg; in den Vereinigten Staaten war die Steigerung noch beträchtlicher, obgleich die Summe der Capitale dort gar nicht in demselben Verhältniß abgenommen hatte. Eben dieses gilt von der Arbeit. In den Mittelpunkten gewerblicher und landwirtschaftlicher Production kann man täglich wahrnehmen, daß ein geringer Zuwachs von Arbeitskräften, die zu Markte kommen, ein beträchtliches Sinken des Arbeitslohnes zur Folge hat und umgekehrt, daß, wenn 10% der Arbeiter den Markt verlassen, der Arbeitslohn mindestens um 20% steigt.

Ist es aber richtig, daß eine gewisse Veränderung in Nachfrage und Angebot in Beziehung auf irgend ein Gut oder eine Arbeit eine viel bedeutendere Veränderung in den Preisen der Güter oder der Dienstleistungen zur Folge hat, so ist es in Aller Interesse, den Markt nicht mit Gütern und Arbeitskraft zu überfüllen, das Angebot nicht so weit zu verstärken, daß es die Nachfrage übersteige. Es muß vielmehr das Interesse eines Jeden sein, seine Erzeugnisse und seine Arbeitskraft dort anzubieten, wo der Bedarf nach ihnen fühlbar ist, wo die Nachfrage das Angebot übersteigt.

Wenn unvorsichtige und unerfahrene Producenten das Gesetz vom Preisfalle unberücksichtigt lassen und ihre Artikel einem bereits überreichlich versehenen Markte zuführen, so müssen die Preise in steigender Progression sinken und es tritt ein Zeitpunkt ein, wo die Preise die Kosten der Production nicht mehr decken. Die Folge davon ist, daß ein Theil der Producenten zu produciren aufhört oder wenigstens die Production verringert. Damit verringert sich das Angebot so weit, daß endlich das Misverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage völlig verschwindet. Uebersteigt die Nachfrage das Angebot und erfolgt demnach ein Steigen der Preise, so ladet der dadurch erzielte Gewinn zu vermehrter Production ein und diese Vermehrung der Production muß ebenfalls dem Misverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage ein Ziel setzen.

Hieraus folgt, daß kraft dieses Gesetzes Angebot und Nachfrage in ihrem Verhältniß zu einander nach einer Ausgleichung streben und daß die Production durch dasselbe geregelt wird.

Sismondi hatte dieses natürliche Gesetz des Gleichgewichts nicht berück-

sichtigt, als er in seinen „Nouveaux principes d'économie politique“ einen Schrei der Verzweiflung ausstieß, das System der Arbeitsfreiheit aufgab und mit der Schule der Socialisten behauptete, daß die sich selbst überlassene Production nicht Maß noch Grenze kenne; ganz besonders werde, meinte er, die durch Maschinen so schnell entwickelte Industrie den Markt mit ihren Erzeugnissen überschwemmen. Diese Besorgniß, diese Anklage, zu welcher der berühmte Nationalökonom durch sein Mitgefühl für die Massen getrieben wurde, die indessen seinem Herzen mehr Ehre macht als seiner Wissenschaftlichkeit, hat er in einem sehr anmuthigen, dem Zauberlehrling Göthe's entnommenen Bilde dargestellt, welches die Socialisten seitdem wie ein unwiderlegliches Argument wiederholt haben. Gleichwohl hat dasselbe mehr ästhetischen als wissenschaftlichen Werth.

„Wir erinnern uns“, erzählt Sismondi, „in unserer Kindheit ein Märchen von einem Manne gehört zu haben, welcher einen Zauberer beherbergte und ihn jeden Morgen einen Besenstiel ergreifen sah, dem er einige magische Worte zuslüsterte, worauf sich der Besenstiel in einen Wasserträger verwandelte, welcher sofort die nöthige Anzahl mit Wasser angefüllter Eimer vom Flusse herbeiholte. Einst stellte sich der Mann hinter die Thür und lauschte auf die Zauberformel, mit welcher der Magier den Besenstiel verwandelte, konnte sich indessen diejenige nicht einprägen, mit welcher jener den Zauber kannte. Kaum war der Zauberer aus der Thür, so machte der Mann den Versuch, ergriff den Besenstiel, sprach die Formel und sogleich eilte der in einen Wasserträger verwandelte Besenstiel an den Fluß, kehrte mit Wasser beladen zurück und wiederholte diese Handlung so oft, daß alsbald der Wasserbehälter des Hauses überfloß und die ganze Stube unter Wasser stand. „Genug,“ rief der Mann, „halt ein!“ aber der wassertragende Besenstiel sah und hörte nichts: gefühllos und unverdrossen schien er bereit den ganzen Fluß in das Haus zu schöpfen. Verzweiflungsvoll griff der Mann nach der Axt und hieb auf den unerbittlichen Wasserträger ein; da sah er Bruchstücke des Besenstiels zu Boden fallen, aber alsbald erhoben sich dieselben, verwandelten sich in Wasserträger und eilten an den Fluß nach Wasser. Anstatt eines Wasserträgers hatte er nun deren vier, acht, sechzehn: immer mehr entstanden unter seinen Hieben, um gegen seinen Willen ihre Arbeit zu verrichten. Der ganze Fluß wäre sicher in sein Haus ausgeschöpft worden, wenn nicht der herbeigekommene Zauberer den Spuk gebannt hätte.“

„Und doch ist das Wasser ein gutes Ding. Wie Arbeit und Capital,

so ist das Wasser unentbehrlich zum Leben. Aber selbst bei den besten Dingen giebt es ein Zuviel. Zauberworte von Philosophen gesprochen haben die Arbeit zu Ehren gebracht. Politische Ursachen, noch mächtiger als Zauberworte, haben alle Menschen in Gewerbetreibende verwandelt; sie häufen ihre Erzeugnisse auf den Märkten noch schneller an als die Bienenstiele im Märchen das Wasser herbeischleppten, ohne sich darum zu kümmern, daß der Wasserbehälter bereits angefüllt war. Jede neue Anwendung der Wissenschaft auf die Gewerbe schafft, gleich der Art jenes Mannes, einen Arbeiter, zwei, vier, acht, sechzehn: die Production steigert sich mit einer maßlosen Schnelligkeit. Aber ist nicht bereits die Zeit da, oder kommt sie wenigstens nicht bald, wo man sagen muß: es ist zuviel?")

Das ist geistreich und anmuthig, aber mehr anmuthig als richtig. Nach dem oben Gesagten ist es klar, daß, wenn die Production ihren regelmäßigen Weg geht, nicht leicht zuviel producirt werden kann. Allerdings giebt es bisweilen ein Zuviel in der Production. Wenn unvorsichtige Producenten auf gut Glück produciren, so entsteht ein überfüllter Markt und eine Krisis. Dem Fehler folgt die Strafe auf dem Fuße. Ein geringer Zuwachs an irgend einem Erzeugniß, das zu Markte gebracht wird, genügt, um ein beträchtliches Sinken des Preises nach sich zu ziehen und der schnell geschmälerte Gewinn des Producenten hört alsbald ganz auf, ja führt wohl gar zum Verlust der bei der Production aufgewandten Kosten. Deshalb richtet sich die Production nach dem Bedarf und das Gleichgewicht stellt sich, wenn auch nicht ohne Verlust für die unvorsichtigen Producenten, wieder her.

Zu dem Maße, wie die Producenten die national-ökonomischen Gesetze, denen sie unterworfen sind, begreifen, werden sie auch besonnener und vorsichtiger werden und es vermeiden, Katastrophen, denen sie durch Ueberfüllung des Marktes unbedingt verfallen, herbeizuführen. Sie werden suchen ihre Production nach dem Bedarf zu regeln und stets über den Stand des Marktes unterrichtet zu sein. Dies Bestreben hat in den letzten dreißig Jahren zu einer außerordentlichen Entfaltung des Gewerbefleißes und zur Deffentlichkeit im Handel geführt, welche jedem Betheiligten die Möglichkeit giebt, jederzeit und mühelos den Stand und die Bedürfnisse des Marktes zu überblicken. Vielleicht war in der Zeit, als Sismondi schrieb, die Zauberformel noch unbekannt, welche den magischen Wasserträger

*) Simonde Sismondi, Etudes sur l'écon. pol. I. 60.

bannt. Jetzt kennen wir sie Alle und wenn einmal das Wasser uns überströmt, so müssen wir nur unsere Unvorsichtigkeit anklagen, weil wir mit mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit die Uebersfluthung hätten verhüten können.

Dasselbe Gesetz des Gleichgewichts, welches die Production regulirt, trägt auch zur gerechteren Bertheilung des Reichthums bei. In Folge dieses Gesetzes kann der Gewinn einer Art Production oder Arbeitsverwendung, wenigstens auf normale Weise, nie den Gewinn in den übrigen Zweigen des Gewerbefleißes dauernd übersteigen. Jeder Zweig der Production erfordert ein Zusammenwirken von Arbeit und Capital. In jedem Produktionszweige besteht also eine Nachfrage nach Arbeit und Capital. Andererseits besteht ein fortwährendes Angebot von Arbeit und Capital. Offenbar werden die Arbeiter und Capitalisten, wenn das System der Arbeitsfreiheit in Kraft ist, sich dahin wenden, wo sie die größte Vergütung erhalten. Wenn z. B. die Tuchfabrication großen Gewinn abwirft, die Nachfrage nach Tuch steigt und der Gewinn bei diesem Produktionszweige größer ist als der in allen übrigen Industriezweigen, so wird unzweifelhaft die Tuchproduction immer mehr Capital und Arbeit an sich locken und die Production und das Angebot steigen: in Folge dessen werden die Tuchpreise sinken und der Gewinn sich so lange vermindern, bis jene wie dieser das Niveau der andern Industriezweige erreichen. Bisweilen ist in solchen Fällen das Zufließen von Arbeit und Capital so groß, daß der Gewinn unter das Niveau der andern Industriezweige herabsinkt, aber dieses ist ein bloßer Uebergangszustand, denn Capital und Arbeit werden dann sogleich auf andere Industriezweige übergehen, bis wiederum das Gleichgewicht hergestellt ist.

Es ist also unrichtig zu meinen, daß, wenn man die Menschen sich selbst überlasse und ihnen die Freiheit gäbe nach ihrer Willkür zu handeln, zu arbeiten und auszutauschen, das unvermeidliche Resultat davon Unordnung und Anarchie in der Production, Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der Bertheilung der Güter sein müßte. Es ist eine irrige Meinung, daß es in der wirtschaftlichen Welt nicht ebenfalls einen Regulator gebe, wie in der physikalischen. Die wirtschaftliche Welt wird durch das Gleichgewichtsgesetz regiert, welches Ordnung und Gerechtigkeit hervorbringt, und wenn uns die Systematiker für die Organisation der Gesellschaft, die nach ihrer Meinung sich auflöse und untergehe, Pläne entwerfen, nur weil sie die Kräfte nicht wahrnehmen, welche die Gesellschaft in der ihr von der Vorsehung vorgeschriebenen Laufbahn erhalten, gleichen sie da nicht Kin-

dem, welche bei Mond und Sternen keine sichtbaren Stützen wahrnehmen, beim Anblick von Sternschmuppen erschrecken und zur Erhaltung des Firmaments kleine Stützen zu bauen anfangen?

II.

Wir gehen zur Anwendung der hier erläuterten Theorie über. Alle Monopole sind auf die Beobachtung gegründet, daß die Steigerung der Preise durch Verminderung der angebotenen Gütermenge sehr beträchtlich sei. Deshalb brauchen die Monopol-Zuhaber noch nicht ausgezeichnete Nationalökonomien zu sein, aber sie sind tüchtige Praktiker und besitzen das Talent, aus der politischen Oekonomie das ihnen Nützliche zu entlehnen. Es gab eine Zeit, wo alle Industrie- und Handelszweige im westlichen Europa das Eigenthum besonderer Gesellschaften waren. Die Erfahrung hatte sie die Gesetze der Preisveränderungen gelehrt und sie wandten diese Erfahrung an, indem sie die Production beschränkten, das Angebot ihrer Güter verringerten und alle Concurrenz beseitigend, die ihren Berechnungen nachtheilig sein konnte, den Preis beliebig steigerten. Diese auf künstlich hervorgebrachten Mangel der Erzeugnisse beruhende Speculation war indessen oft von schlimmen Folgen, besonders wenn es sich um unentbehrliche Dinge handelte. So konnten die Kornhandelsgesellschaften, indem sie ihr Angebot ein wenig verringerten, wahre Hungersnothpreise erzwingen. Daher das Mißtrauen und die Mißgunst gegen sie, die sich auch dann noch erhielten, als das Monopolsystem aufgehört hatte, und die noch bis heute zuweilen hervortreten. Noch jetzt beschuldigt in theuern Zeiten die Masse die sogenannten „Aufkäufer“ (accapareurs), sie seien die Ursache der Theuerung, indem sie sich des Kornhandels bemächtigten und à la hausse speculirten, weil Theuerung durch Verringerung des Angebots entstehe. Dies ist falsch, weil bei dem System der wirthschaftlichen Freiheit ein solches Monopol in Beziehung auf einen unentbehrlichen Gegenstand durchaus unmöglich ist und zwar ganz besonders wegen des lockenden Gewinnes, den ein solcher Handel seiner Eigenthümlichkeit gemäß abzuwerfen pflegt.

Auf dasselbe Gesetz vom Preise gründeten die Holländer im 16. Jahrhunderte ihr Monopol auf Colonialwaaren. Sie concentrirten nicht nur die Production von Gewürzen auf den Molukken, sondern sie beschränkten zugleich dieselbe überhaupt, indem sie eine beträchtliche Menge von Nelken- und Muskatnußbäumen vernichteten. Da das Angebot sich verringerte, so stiegen die Preise. Da geschah aber etwas, das die Monopolisten nicht

vorausgesehen hatten. Bei der Entbehrlichkeit von Gewürzen verringerten die hohen Preise den Begehr und die Preise sanken ungeachtet des Monopols, dessen Inhaber somit auf den anfänglich gemachten Gewinn verzichten mußten.

In Belgien traten die Inhaber der Steinkohlengruben von Mons zu einer Gesellschaft zusammen. Gegen die Concurrenz mit dem Auslande in Belgien und selbst in Frankreich (wo die belgische Steinkohle nur die Hälfte des für englische bestehenden Zollsazes zahlt) geschützt, verabredeten die Inhaber der Gruben von Mons eine Beschränkung der Production, um durch Verringerung des Angebots die Preise in die Höhe zu treiben. Dies gelang anfänglich. Der Preis stieg von 7—8 Fr. auf 13½ Fr. für 1000 Kilogramm und die Gesellschaft gewann enorm. Aber diese hohen Preise spornten die Entfaltung der Steinkohlenausbeute in den übrigen Gruben Belgiens und Frankreichs, vorzüglich in Charleroi und Pas-de-Calais dermaßen an, daß bald die Gesellschaft der Gruben von Mons mit einer Concurrenz zu kämpfen hatte, deren Entfaltung wesentlich von ihr selbst, zwar derartig veranlaßt worden war, als wenn sie für die Steinkohlenproduction eine Prämie von der Höhe des künstlich erzeugten Preises ausgesetzt hätte.

Von ähnlichen Umständen war die Emancipation der Sklaven in den Colonien Englands begleitet, weil auch hier die ausreichende Kenntniß vom Gesetze der Preise mangelte und dasselbe nicht gehörige Berücksichtigung fand. Wir erinnern mit wenigen Worten an jene Thatfachen. Die Zahl der Sklaven in den englischen Besitzungen, in Westindien, in Guyana, auf der Insel Mauritius, welche ganz besonders in Zuckerplantagen verwendet wurden, belief sich auf etwa 780,000. Ein lobenswerther Ausflug von Großmuth veranlaßte die englische Regierung, die Sklaverei in den Colonien durch die Bill vom 28. August 1833 abzuschaffen, wobei für die Sklavenbesitzer eine Entschädigungssumme von 20 Millionen L. St. bestimmt und eine Uebergangsperiode von 4—6 Jahren festgesetzt wurde. Diese Uebergangsperiode bestand darin, daß die emancipirten Sklaven eine bestimmte Anzahl von Jahren in der Stellung von Lehrlingen bei ihren Herren verbleiben sollten. Die Sklaven wurden in zwei Classen getheilt: ländliche und nichtländliche. Die Lehrlingszeit der ersteren sollte 6 Jahre, die der letzteren 4 betragen. Die Herren hatten das Recht ihre Lehrlinge 45 Stunden in der Woche arbeiten zu lassen und waren verpflichtet sie zu unterhalten. Zugleich wurde ein Reglement entworfen, welches das Verhältniß

zwischen Herren und Lehrlingen und deren beiderseitige Rechte und Pflichten genau feststellte. Trotzdem war diese Lehrzeit eine überaus jammervolle. Die Lehrlinge, sicher die Freiheit zu erlangen, zeigten sich undankbar und faul; die Herren waren unzufrieden und besorgt; im Hinblick auf die sie bedrohende Zukunft schonten sie ihre Lehrlinge weniger als damals, wo sie ihre Sklaven waren und wo es in ihrem eigenen Interesse lag, die Arbeiter nicht über ihre Kräfte anzustrengen. Endlich, nach einer Menge von Wirren und Unruhen, welche dazu führten, daß in dem größten Theil der Colonien der Uebergangszeitraum nach allgemeiner Uebereinkunft auf 4 Jahre für alle Lehrlinge festgesetzt ward (1. August 1834 bis zum 1. August 1838), wurde die Freiheit proclamirt. Die Beförderer der Emancipation, auf die so oft bestätigte Thatsache sich stützend, daß freie Arbeit vorthelhafter sei als unfreie, waren von der segensreichen Wirkung ihrer Bemühungen überzeugt. Indessen sie täuschten sich, und zwar weil die Arbeit nicht in hinreichender Menge auf dem Markte angeboten wurde. Die Neger verließen in hellen Haufen die Plantagenarbeit, für welche zu schwärmen sie allerdings keine Veranlassung haben mochten, und der Arbeitslohn stieg in Folge des oben entwickelten Gesetzes zu einer Höhe, welche die Pflanzler ruinirte. Zur Zeit der Ernte erreichte er in Jamaica den enormen Satz von 3—4 Abl. Silb. für den Tag. Viele Pflanzler konnten und mochten einen solchen Arbeitslohn nicht bezahlen und ließen ihre Pflanzungen entweder ganz unbewirthschaftet oder schränkten ihre Production ein. Dieses bewirkte natürlich eine Verminderung der Nachfrage nach Arbeit und der Arbeitslohn sank auf einen mäßigen Satz herab. Production und Wohlstand waren indessen in so große Abnahme gekommen, daß die Ausfuhr aus Großbritannien nach Westindien sich in der ersten Periode der Emancipation um 17% verringerte.

Es wäre nicht schwer gewesen dieser Krisis vorzubeugen, wenn zu diesem Zweck das Gesetz, das den Preis normirt, früher berücksichtigt worden wäre. Bei besserer Einsicht in den Sachverhalt, in die Neigungen der Schwarzen und in ihr Verhältniß zu ihren Herren hätte man die wirthschaftliche Lage, welche der Emancipation folgen mußte, voraussehen und, ohne die Emancipation hinauszuschieben, Maßregeln zur Verhütung der Krisis ergreifen können. Diese Maßregeln konnten dreierlei Art sein: 1) Steigerung der Intensität der Bewirthschaftung, Vervollkommnung der Verkehrsmittel, Einführung von Maschinenkräften statt menschlicher in großem Maßstabe, 2) gute Behandlung der Freigelassenen, um sie nach

Möglichkeit bei den Plantagen festzuhalten, von denen eine schlechte Behandlung sie nothwendig vertreiben mußte, 3) Uebersiedelung von Reservearbeitern in die Colonien. Wären diese Mittel zur Vorbeugung des Ausfalles der Arbeitskräfte zeitig, d. h. während der Uebergangsperiode angewendet worden (in 4 Jahren konnte nach allen drei Richtungen viel geschehen), so wäre kein Ausfall in dem Angebot von Arbeitskräften und mithin keine Crisis erfolgt, und da *ceteris paribus* freie Arbeit vortheilhafter ist als unfreie, so hätten die Reformen für Alle insgesamt und für jeden Einzelnen unverhältnißmäßigen Nutzen gebracht.

Zu spät, als die Crisis schon ausgebrochen war, sahen die Pflanzer ihren Fehler ein und griffen zu abhelfenden Maßregeln. Sie bemühten sich, den Landbau und die Verkehrsmittel zu verbessern und riefen freie Arbeiter herbei. Daß sie die Neger besser zu behandeln angefangen hätten, kann man eben nicht sagen, da die jährlichen Rechenschaftsberichte über die Sklavenemancipation ein deutliches Zeugniß dafür ablegen, daß das Benehmen der Pflanzer in dieser Beziehung auch heute noch lange nicht irgend befriedigend ist: man kann böse, durch das System der Sklaverei eingebürgerte Angewohnheiten nicht mit einem Male ablegen, nicht über Nacht sich die Sitten der Freiheit aneignen. Gewiß ist, daß die Pflanzer, wenn sie die Neger schlecht behandeln, sie von der Plantagenarbeit verschrecken, ganz besonders sich selbst schaden, indem sie eine Verringerung des Angebots von Arbeit und in Folge dessen eine Steigerung des Arbeitslohnes veranlassen. Gewiß ist ferner, daß z. B. die Insel Mauritius, wo man den Ausfall der Arbeitskräfte sehr schnell durch Zufuhr bengalischer Kulis hatte heben können (es wurden gegen 70,000 Reservearbeiter hingeschafft), nur schwach von der Crisis berührt wurde, daß dort die Production nicht abnahm, sondern sich erweiterte und daß die Insel jetzt blühender ist als zur Zeit der Sklaverei. Zeigt diese Thatsache nicht, daß die Sklavenemancipation überall mit Erfolg hätte ausgeführt werden können, wenn die Pflanzer sich gehörig auf dieselbe vorbereitet hätten, und darf man, wenn diese Reform auch nicht immer zu den gewünschten Resultaten geführt hat, darum die Freiheit anklagen, oder müssen nicht vielmehr diejenigen, die nicht mit ihr umzugehen verstanden, angeklagt werden?

Auch in den Vereinigten Staaten, wo die Sklaverei die Hauptursache wirtschaftlichen Zurückbleibens ist und mit einer schrecklichen politischen Gefahr droht, könnte die Emancipation große Vortheile darbieten. In den südlichen Staaten leben 4 Millionen Sklaven, die besonders zur Baum-

wollencultur verwendet werden und einen Werth von etwa 3 Milliarden fr. repräsentiren. In diesem Theile der Vereinigten Staaten eben so wie auf den englischen Antillen ist viel Boden und wenig Arbeitskraft. Tritt dort die Emancipation ein, so dürfte in den Arbeitskräften für die Pflanzungen eine bedeutende Verringerung des Angebots eintreten, der Arbeitslohn ins Ungemessene steigen, die Production abnehmen. Freilich würde eine solche Verringerung der Production weniger den Producenten schaden, die in der Höhe der Preise für die verringerte Menge Entschädigung finden könnten, als vielmehr den Fabrikanten und Arbeitern, die sich mit Spinnen und Weben beschäftigen, von den Consumenten, welche unter der Theuerung sehr leiden müßten, gar nicht zu reden. Es kann indessen unzweifelhaft eine solche Krisis um so leichter verhütet werden, als es in Nordamerika sehr leicht ist Arbeiter zur Herstellung von Rohproducten vom Auslande zu beziehen. Man darf diese nicht in Europa suchen — die Erfahrung lehrt, daß Europäer sich nicht für die Arbeit im Süden eignen, — sondern in Asien: in Indien und besonders in China. Die Chinesen haben bereits begonnen, trotz des schlechten Empfanges, der ihnen zu Theil geworden, in großen Massen nach Californien überzustedeln, man muß nur die große Bewegung nicht hemmen, welche dieses betriebsame Volk an das Südufer des amerikanischen Continents treibt. Dasselbe wird in den südlichen Staaten eine ausgezeichnete Grundlage der agrarischen Bevölkerung abgeben und dort die Rolle übernehmen, welche die Iren und Deutschen in den nördlichen und östlichen Staaten spielen.

Leider wollen die Pflanzler nichts von der Emancipation hören und gehen, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, so weit, die Neger nicht für Menschen zu halten. So stößt denn die Emancipation im Süden auf unübersteigliche Hindernisse und selbst im Norden trägt das Vorurtheil der Race und Farbe dazu bei, daß die Bedeutung der vorbeugenden Maßregeln, namentlich die Uebersiedelung von Asiaten verkannt wird.

Der bekannte Reisende F. Olmsted, welcher vor einigen Jahren die südlichen Pflanzungen bereiste, macht in dieser Beziehung überaus interessante Mittheilungen, welche die Ansicht bestätigen, daß selbst im Süden auch jetzt noch der Vortheil der freien Arbeit in die Augen falle.

Seine Untersuchungen führen zu dem Schlusse, daß die einzige Ursache des langsamen Fortschritts in Virginien im Vergleich mit den nördlichen Nachbarn der Unterschied in den Arbeitssystemen sei. Früher nahm Virginien sowohl in Rücksicht auf Wohlstand als auch auf politische Bedeutung

die erste Stelle ein; jetzt ist es in ersterer Beziehung auf die fünfte Stelle, in der zweiten auf die vierte herabgesunken, trotzdem das Klima in Virginien schöner und fruchtbarer ist als in den Staaten, welche es in materieller und politischer Bedeutung überragen. Aber diese ungünstige Veränderung ist eine Folge der Revolutionsperiode. Olmsted glaubt durch Vergleichung des Werthes der freien Arbeit mit dem der unfreien die Ursachen dieser Veränderung gefunden zu haben. Die Sitte des Vermietthens von Negern ist in Virginien sehr verbreitet. Wer einen Arbeiter besitzt, den er entbehren kann, erhält 120 Dollars (150 Rbl. Silb.) jährlich für denselben, wenn er ihn vermietthet, wobei der Miether die Verpflichtung hat den Sklaven mit Nahrung, Kleidung und Wohnung zu versorgen. Dafür kann man in New-York einen amerikanischen Arbeiter mietthen. Irländer und Deutsche erhalten bis zu 108 Dollars jährlich (11 Rbl. 25 Kop. S. monatlich), müssen sich aber selbst kleiden und erhalten nur die Kost von ihrem Brotherrn. So stehen die Preise der freien und unfreien Arbeit; von der Qualität dieser und jener giebt folgende Schilderung einen Begriff.

„Herr Grisfoc aus Petersburg in Virginien, so erzählt Olmsted, theilte mir mit, daß er die auf ein mit Getreide besäetes Feld verwendete Arbeit genau berechnet habe. Auf jeden tüchtigen Arbeiter kam $\frac{1}{4}$ Acre. Die Ernte lieferte nicht über 6 Bushel vom Acre. Dagegen wurden im Staat New-York unter gewöhnlichen Verhältnissen von guten Schnittern 20—30 Bushel vom Acre geerntet und jeder Einzelne hatte das Getreide von 2 Acres in einem Tage geschnitten und gedroschen.“

„Herr Grisfoc wohnte zuerst in New-Jersey. Darnach wurde ihm während seines Aufenthaltes in Virginien die Verwaltung einer großen Landwirtschaft übertragen, bei welcher Sklaven beschäftigt waren. Er machte dabei die Erfahrung, daß der Verlust von Getreide bei der Ernte in Virginien in Folge der Sorglosigkeit der Neger so bedeutend sei, daß derselbe dem Gewinn eines Farmers im Norden gleichkomme. Auch sagte er mir, daß nach seiner auf genaue Beobachtungen gegründeten Ansicht vier virginische Sklaven, die mit gewöhnlicher landwirthschaftlicher Arbeit beschäftigt seien, durchschnittlich nicht so viel leisten als ein gewöhnlicher freier Arbeiter auf einer Farm in New-Jersey.“

Das Zeugniß des Herrn Grisfoc wurde von vielen erfahrenen Leuten bestätigt, mit welchen Olmsted zusammentraf. Außer dem Verlust, den die Trägheit und Sorglosigkeit der Neger ihren Herren zufügt, erleiden die

letzteren durch die häufigen Krankheiten, denen die Neger unterworfen sind, sehr beträchtliche Verluste. Oft ist es allerdings Verstellung, die so meisterhaft gespielt wird, daß es selbst einem Arzte schwer fällt, den Betrug von der Wahrheit zu unterscheiden. Dann ist der Herr in der peinlichen Alternative den Sklaven trotzdem schonungslos mit anstrengender Arbeit zu überbürden und dabei möglicherweise dessen Gesundheit und Leben aufs Spiel zu setzen, oder zeitweilig auf dessen Arbeitskraft verzichten zu müssen. Dazu kommt die unfruchtbare Arbeit der Aufseher und Verwalter. Alles dieses zusammengenommen läßt den großen Vortheil der freien Arbeit erkennen.

Die Mittheilungen Olmsted's über die Lage der Neger in den südlichen Staaten: Karolina, Georgien, Alabama u. s. w. stimmen mit denen anderer unparteiischer Reisender überein. Unter guten Herren sind die Neger allerdings zufrieden und glücklich, obgleich körperliche Züchtigungen von allen ohne Unterschied verhängt werden. Leider giebt es indessen viele rohe und grausame Herren, unter denen die Sklaven das härteste Loos erleiden. Theilt man die Arbeit den Negern in bestimmten Portionen zu, so suchen sie ihr Tagewerk sehr eifrig zu vollenden. Ebenso widerspricht der Eifer, mit welchem sie ihre Gärten und Landstücke bestellen, wenn sie deren Einkünfte selbst genießen, der allgemein verbreiteten Meinung von ihrer angeborenen und unheilbaren Faulheit. Olmsted urtheilt günstig über ihren Charakter und ihre Fähigkeiten. Er erwähnt ihrer Liebe zur Musik und ihrer Anlage für Mathematik. Die erstere ist allerdings leicht wahrzunehmen, gleich den deutschen Arbeitern pflegen sie gerne bei ihren Zusammenkünften zu singen. Als Beleg für ihre mathematischen Anlagen führt Olmsted die Regelmäßigkeit an, mit welcher die Neger die Reissfelder ohne alle technischen Instrumente in Vierecke theilen *).

Gewiß kann die Sklavenfrage sich im Laufe der Zeit durch die Gewalt der Verhältnisse selbstständig lösen und die Pflanzer können selbst bei der Emancipation ihre Rechnung finden. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß bis dahin die Sklavenstaaten sowohl in Bezug auf Wohlstand als auch in sittlicher Bildung stets hinter den freien zurückbleiben werden und stets besorgt sein müssen, daß diese unvermeidliche Veränderung, welche sie hinauszu-schieben trachten, auf gewaltsame und verderbliche Weise eintreten und eine Erhebung der Neger ihnen das Schicksal San-Domingos bereiten werde.

*) A journey in the sea board slave states, by Frederic Olmsted. Eine Sammlung von Briefen, gedruckt 1853 in d. New-York Daily Times.

Freilich halten die Fürsprecher der Sklaverei San-Domingo für eine Bestätigung ihrer Ansicht und behaupten, die Freiheit habe San-Domingo ruiniert, indem der Betrag des auswärtigen Handels nach Abschaffung der Sklaverei von 350—400 Millionen auf 60 Millionen Franken gesunken sei. Bei dieser Ansicht hat man nur die Kleinigkeit vergessen, daß die schwarze Race in San-Domingo nicht zur Freiheit, sondern zum Monopol gelangt ist. Seit der Emancipation lassen die Schwarzen, nachdem sie sich zu Herren der schönen Insel, auf welcher sie ehemals Sklaven waren, gemacht haben, die Weißen weder zum Landbesitz noch auch zu öffentlichen Aemtern zu. So ist denn die politische und wirtschaftliche Verwaltung der befreiten Insel ausschließlich in die Hände von Menschen übergegangen, die ihr Leben mit Lastentragen und am Pfluge verbracht hatten und auch nicht das kleinste Maß der Bildung und der Kenntnisse besaßen, welche ein so bedeutender Wirkungskreis erfordert. Es begreift sich, daß die Regier aus eifersüchtiger Furcht und Mißgunst gegen die Weißen sich dieses Monopol angeeignet haben, aber es entsprangen daraus auch jene rohen Absurditäten, welche Europas Spott erregt haben: jener schwarze Kaiser mit seinem Hofe von Grafen de la Marmelade, von Marquis de l'abricot und von Herzoginnen de Trou Bonbon; der Ruin dieser blühenden Colonie war die Folge, wobei das System der Monopole, der Privilegien und des Papiergeldes zusammenwirkten. Wenn eine ähnliche Katastrophe Europa beträfe und eine Revolution Land und Verwaltung in die Hände von Ackerknechten, Lastträgern und Fuhrleuten lieferte, wobei die höheren Classen vollkommen ausgeschlossen wären, kann man da zweifeln, daß die Gesellschaft in einem solchen Falle schnell in Barbarei verfallen würde? Wäre da die Freiheit anzuklagen? Würde da die Freiheit für eine solche Katastrophe verantwortlich zu machen sein, oder nicht vielmehr das Monopol?

III.

Daß Gesellschaften, welche freie Arbeit genießen, sich schneller entwickeln als unfreie, ist in vielen Ursachen begründet, namentlich aber leiden die unfreien Gesellschaften immer und überall an zwei Mängeln oder zwei endemischen Uebeln: an der Trägheit und dem Geist der Verschwendung.

Der Sklave ist seiner Natur nach träge und das ist erklärlich: er hat kein Interesse arbeitsam zu sein. Er arbeitet gezwungen und deshalb möglichst wenig. Sein Herr leidet an demselben Uebel. Folgende vortreffliche noch vor der Emancipation von dem Reisenden Barrow entworfene Schil-

derung der Colonisten am Cap der guten Hoffnung charakterisirt die Sklavenbesitzer aller Länder:

„Die Sklavenbesitzer am Cap der guten Hoffnung kennen kein höheres Vergnügen als der Muße zu pflegen und ihren Appetit zu befriedigen. Essen, Trinken, Schlafen, Besuche machen, sind ihre Hauptbeschäftigung. Für einen Mann, welcher der Aristokratie in der Colonie angehört, sind alle Tage gleich: er erhebt sich vom Bette, trinkt Kaffee, raucht seine Pfeife und geht dabei vor der Thüre umher. Um 9 Uhr wird tüchtig gefrühstückt, wieder die Pfeife geraucht, spazieren gegangen und die Zeit bis zu Mittag mit Besuchen verbracht. Zu Mittag wird noch reichlicher gespeist, dann geschlafen, was bis 5 Uhr dauert. Darnach werden wieder 3—4 Stunden mit Rauchen, Trinken, Spazierengehen und Besuchen verbracht, worauf das Abendessen folgt. Bei diesem, das aus 10—20 Speisen besteht, ißt und trinkt der Pflanzer so stark, daß man glauben muß, Alles, was er den Tag über gegessen und getrunken, habe nur den Zweck gehabt, seinen Appetit zu reizen. So giebt sich der Vielraß täglich seiner Faulheit hin und wird dick und fett vom Essen und Schlafen.“

„Völlerei und Arbeitsfleh sind die charakteristischen Kennzeichen der Aristokratie, welche in den Städten wohnt. Ebenso sind die Farmer durch die ganze Colonie hin entseßlich träge: Essen und Schlafen sind ihre Hauptbeschäftigungen. Sie lassen Strecken Landes unbebaut, welche hinreichen würden die Bedürfnisse zahlreicher arbeitsamer Familien zu befriedigen; sie mögen nicht einmal Getreide und nützliche Gewächse bauen, um nur nicht die leichteste Arbeit verrichten zu müssen. Sie lassen sich mit dem Fleische ihrer Heerden genügen, weil sie dazu weder zu denken noch zu arbeiten brauchen.“

„Die Frauen sind nicht weniger träge: sie stehen auf, trinken und schlafen um dieselbe Stunde wie die Männer. Ihre ganze Beschäftigung besteht darin, ihre Sklavinnen zu schelten und die Arbeit an dieselben zu vertheilen. So oft wie möglich entziehen sie sich sogar der Aufsicht über ihre Kinder und überlassen sie der Fürsorge der Sklaven.“

So ist der Sklavenbesitzer eben so träge wie der Sklave selbst, ja in noch höherem Grade; und wozu sollte er auch arbeitsamer sein? Wenn seine Landwirthschaft bestellt ist — und dies geschieht auf die ursprünglichste Weise, — so kann er schon aus dem Grunde nicht an Verbesserungen denken, weil jeder Fortschritt eine höhere Art Arbeit erfordert und es gefährlich wäre, diese vom Sklaven zu verlangen. Man beobachte die Stufen-

folge der Vervollkommnung in allen Zweigen des Gewerbleißes und man wird staunen über die Verschiedenheit der Eigenschaften, welche die Arbeit auf den verschiedenen Stufen erfordert. Nehmen wir beispielsweise die Transportmittel. Zuerst dient der Mensch als Maschine zum Tragen von Lasten und bedarf für diese Arbeit nur der physischen Kraft. Sodann züchtet er Thiere, erfindet Karren, Schlitten u. s. f. und die physische Kraft des Menschen steht nicht mehr in erster Reihe: man braucht mehr Verstand und weniger Kraft, um ein Kameel, einen Elephanten, einen Karren, einen Schlitten zu lenken als zum Tragen von Lasten auf den Schultern. Endlich erfand der Mensch die Bewegung durch den Dampf, und die Maschinenkraft verdrängte die physische des Menschen gänzlich. Um eine Maschine zu lenken und ihre Bewegungen zu regeln, bedarf es reiner Verstandes-Thätigkeit; derselbe Fortschritt ist in der Fortbewegung auf dem Wasser wahrzunehmen, von den Zeiten des ersten Ruderbootes bis zur Erfindung der Dampfschiffe; derselbe Fortschritt in allen Zweigen der Industrie. Zum Drehen der Handmühle bedarf der Mensch nur der physischen Kraft, aber zur Lenkung von Maschinen, welche mahlen, spinnen, weben, säen und mähen, vor Allem des Verstandes. Kann man aber von einem Arbeiter, der auf einer Stufe mit dem Lastthiere steht, geistige Entwicklung, die wesentliche Bedingung des Fortschritts, erwarten? Und nehmen wir an, sie sei möglich, würde sie nicht gefährlich sein? Es giebt eine Stufe der sittlichen Entwicklung, welche die Sklaverei unerträglich erscheinen läßt. So ziehen in den Sklavenverhältnissen eben die Bedingungen, unter denen der Sklave lebt, jedem Fortschritt eine unübersteigliche Schranke und wenn wir auch zugeben, daß man sie entfernen, daß man den Sklaven nicht bloß zu mechanischer, sondern auch zu Verstandesarbeit anhalten könne, so steht wenigstens so viel fest, daß ein solcher Fortschritt die Sklavenbesitzer mit großen Gefahren bedroht.

Noch eine andere Ursache giebt es, welche unter Verhältnissen, wo die unfreie Arbeit herrscht, den Fortschritt hindert — der Mangel an Capital. Der Fortschritt erfordert nicht bloß höhere Arbeit, sondern auch Ansammlung von Capital, und dieses ist bei der Unfreiheit nicht in hinreichendem Maße möglich. Capitale sind größtentheils die Frucht der Sparsamkeit. Wer aber wird in einer unfreien Gesellschaft sparen? Der Sklave? Wenn wir selbst annehmen, daß ihm die volle Disposition über das Ersparte eingeräumt würde, zu welchem Zwecke soll er sparen? Füttert ihn denn nicht sein Herr? Soll er sich um seine Familie kümmern (falls er eine solche

haben darf) oder um seine eigene Zukunft? Liegen denn diese Dinge nicht seinem Herrn ob? Und andererseits wäre des Herrn Sparsamkeit im Stande, die ihm durch die Faulheit, Sorglosigkeit und Indolenz seiner Sklaven verursachten Schäden zu ersetzen? Der Sklavenbesitzer gewöhnt sich leicht an den Müßiggang, Müßiggang nach dem Sprichwort ist aller Laster Anfang. Statt seine Thätigkeit auf die Production zu richten, wendet der Sklavenbesitzer dieselbe nur der Consumtion zu. Fast immer geht er aus Selbstsucht und Indolenz zu Grunde. Was er einnimmt, verschwendet er und oft noch mehr; statt zu sparen versinkt er in Schulden. In dem größten Theile der Sklavenstaaten Amerikas ist der Boden schuldenbelastet, die Ernte im Voraus verkauft, oft auf dem Halme verpraßt. Größere Capitalien sind selten und theuer. Dieser Mangel wirkt mit der Schlechtigkeit der Arbeit zusammen, um jede Möglichkeit eines Fortschritts zu verhindern.

Dagegen geht in Gesellschaften mit freier Arbeit der Fortschritt leicht vor sich. Die Concurrenz regt unablässig zur Verbesserung der Betriebsweise an. Jede Verbesserung findet leicht auch die geeigneten Arbeiter, weil diese stets zu einer vollkommeneren Arbeit bereit sind, wenn ihnen diese höheren Lohn verschafft. Die Sparsamkeit wird immer allgemeiner und fördert die Thätigkeit und Besonnenheit der niederen Classen in Bezug auf ihr Loos, das sie wesentlich selbst bestimmen. Die Production entfaltet sich rasch und damit Wohlstand und Gesittung. Wenn wir die socialen Zustände im westlichen Europa, wo freie Arbeit herrscht, betrachten, so müssen wir staunen über die in einem halben Jahrhundert, in Folge der Beseitigung von Beschränkungen und Monopolen gemachten Fortschritte, staunen über die Zunahme der Bevölkerung und der noch größern Vermehrung von Production und Wohlstand. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich die Bevölkerung in Großbritannien verdoppelt und der Wohlstand noch in einem stärkern Verhältniß zugenommen. Nach den Registern der income-tax betrug der Werth des Vermögens im vereinigten Königreich:

1803	1863	Millionen	£.	St.
1814	2850	"	"	"
1845	4500	"	"	"

und hat seitdem unter dem Einfluß der großen wirthschaftlichen Reformen Robert Peel's, welcher der Arbeitsfreiheit die Handelsfreiheit hinzugefügt hat, die enorme Ziffer von 5975 Millionen £. St. erreicht.

Insbesondere sind die höheren Classen in Europa durch die in Folge

der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes überhaupt, wie auch in Folge intensiver Landwirtschaft bewirkte Werthberhöhung des Bodenvermögens wohlhabend geworden. In Belgien hat seit 1830 der Werth der Grundstücke durchschnittlich um 50 % zugenommen. Allerdings hat dazu auch die Neigung für den Landbesitz mitgewirkt, welche bei dem Bauernstande und selbst dem Mittelstande überall wahrgenommen werden kann, wo der Landbesitz Allen zugänglich geworden ist. In Belgien begnügt man sich mit einer Grundrente von $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$ %, während die Rente von öffentlichen Fonds und gewerblichen Unternehmungen 4, 5, 6 % und mehr beträgt. Der Mittelstand hat sich durch Gewerbleiß und Handel bereichert, welche durch Vervollkommnung des Maschinenwesens und der Betriebsart, sowie durch raschere Anhäufung von Capitalien eine außerordentliche Entfaltung erreicht haben. Endlich haben auch die unteren Classen ihren Antheil an der allgemeinen Hebung des Wohlstandes erhalten, ihre Lage ist sorgenfreier geworden, sie sterben nicht mehr periodisch Hungers, wie dies im Mittelalter geschah, sie haben bessere Nahrung und Kleidung und haben begonnen, an den Segnungen der Gerechtigkeit Theil zu nehmen.

Zudessen muß man zugestehn, daß diese letzteren Classen, (wenn auch nur relativ) vielleicht am wenigsten die günstigen Folgen der freien Arbeit empfunden haben, welche doch vorzugsweise in ihrem Interesse eingeführt wurde. Es hat sich der Pauperismus entwickelt, die große Pest der westeuropäischen Gesellschaft. In Belgien zählt man unter $4\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern eine Million Menschen, die in die Register der Wohlthätigkeitsanstalten eingetragen sind.

Worauf beruht denn aber diese Ungleichheit bei Vertheilung der Vortheile, welche die bürgerliche Gesellschaft durch Einführung der freien Arbeit gencßt? Wie ist es gekommen, daß keine gleichmäßigere Vertheilung in den verschiedenen Classen, welche die Gesellschaft bilden, stattgefunden hat? Wie ist es gekommen, daß die unteren Classen einen verhältnißmäßig geringen Antheil erhielten?

Wir wollen den tieferliegenden Gründen dieser Erscheinung einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Man betrachte einen Menschen mit allen Bedingungen des Daseins, die ihm von der Vorsehung verliehen sind und man wird wahrnehmen, daß er in zwiefacher Weise auf die Außenwelt einzuwirken hat, er soll produciren und muß consumiren. Er soll seine Production regeln, d. h. aus seinen Fähigkeiten so viel Nutzen und Vortheil als möglich zu ziehen

suchen; zu diesem Zweck soll er ein Geschäft oder eine Beschäftigung suchen, die möglichst seinen Fähigkeiten entspricht und zugleich möglichst vortheilhaft, möglichst begehrt ist; dazu soll er sich durch gute Erziehung überhaupt und durch specielle Vorbereitung insbesondere rüsten; er soll eine Stellung wählen, in der er mit größtem Nutzen sein Geschäft versehen kann; wenn der Markt mit einer Art von Produkten überfüllt ist, soll er den Ort wechseln, und wenn es nöthig ist, auch ein anderes Geschäft wählen; bei seinem Geschäft soll er eine unermüdlche Thätigkeit entfalten, um nicht dem Mitwerben zu erliegen und, wenn er ein gewöhnlicher Arbeiter ist, um nicht ohne Arbeit zu bleiben, und wenn er schlecht arbeitet, wie ein schlechtes Kleid fortgeworfen zu werden. Nur unter diesen Bedingungen ist die Erlangung eines genügenden Einkommens und die Freiheit von Sorgen für das materielle Dasein möglich.

Zur Erreichung dieses letzten Zieles ist es unentbehrlich, daß er seine Bedürfnisse gut regelt, und dieser zweite Theil seiner Wirksamkeit ist mindestens so wichtig als der erste. Das menschliche Leben ist kurz und in drei Zeiträume getheilt, deren zwei — Kindheit und Alter — fast ganz unproductiv sind. Deshalb muß der Mensch während seiner Arbeitszeit, welche durchschnittlich nur 20 — 25 Jahre dauert, nicht nur die gegenwärtigen Bedürfnisse befriedigen, sondern für seinen Unterhalt im Alter und für die Erziehung der folgenden Generation, welche einst seine Stelle einnehmen soll, Capital sammeln. Er soll ferner Krankheiten und allen den Zufällen, welche seine Arbeit unterbrechen können, in Rechnung tragen. Das sind die Bedingungen, denen er unterworfen ist, das die Pflichten, deren Erfüllung ihm obliegt. Wenn er dieselben vernachlässigt, von der Hand in den Mund lebt, ohne seine Wünsche zu beschränken, seine Bedürfnisse im Zaum zu halten, so muß er, wenn Krankheit oder Unterbrechung der Arbeit ihn treffen, zur öffentlichen oder privaten Mildthätigkeit seine Zuflucht nehmen und vermag nicht die ihm durch seine Geburt auferlegten Pflichten zu erfüllen; er muß vor der Zeit die Arbeit seiner Kinder in Anspruch nehmen, wodurch er oft im Keime die Kräfte der Zukunft untergräbt; endlich muß er, ohne etwas für das Alter gespart zu haben, der Gesellschaft zur Last fallen und den Rest seiner Tage in elenderen Verhältnissen, als die Sklaverei ist, verbringen.

Was wird das Resultat sein, wenn wir diese zwiefache, gleichsam von der Natur jedem Menschen auferlegte Pflicht ins Auge fassen und dabei den Zustand der Sklaven betrachten? Wir sehen, daß der Sklave sich nicht

selbst verwalte, daß Andere ihn verwalten, daß er weder seine Production, noch seine Consumption selbst zu regeln habe. Er altert in ununterbrochener Kindheit, ohne das Vergnügen, welches sonst die Freiheit gewährt, aber auch ohne die Verantwortlichkeit, welche von ihr unzertrennlich ist; Andere leiten seine Arbeit, befriedigen seine Bedürfnisse, ohne auch nur irgendwie seine Theilnahme in Anspruch zu nehmen. Die Sorge für alles dieses liegt ja dem Herrn ob. Was finden wir demnach als in den Grundlagen und im Wesen der Thatsache der Sklaverei und der Unfreiheit überhaupt begründet? Eine Bevormundung des Sklaven, eine rohe, für ihn nachtheilige, wenn man will schmachvolle Bevormundung. Wie soll man handeln, wenn die Freiheit an die Stelle der Sklaverei tritt? Genügt es den Sklaven zu sagen: Ihr seid frei, gebrauchet eure Freiheit wie Ihr wollt? Nein, man muß sie die Bedingungen ihrer neuen Stellung, über welche sie sich falsche Vorstellungen gebildet haben, lehren, sie lehren die Freiheit zu gebrauchen, ihre Production zu verwerthen, ihre Consumption zu regeln, weil sie für Beides künftig selbstständig zu sorgen haben; man muß ihnen die Pflichten zeigen, welche ihnen obliegen, die Verantwortlichkeit, welcher sie unterworfen sind, die Gefahren, welche sie laufen. Mit einem Worte, man muß sie fühlen lassen, daß sie selbst frei und freiwillig ihre eigene Bevormundung erwerben müssen, welche sie in ihrer Unfreiheit vorfanden und mit dem Preise ihrer Freiheit bezahlt hatten.

Ist aber diese Pflicht je erfüllt worden? Wer hat von Anbeginn her die befreiten Classen Europas eine geregelte Consumption und Production gelehrt? Niemand hat auch nur daran gedacht. Die befreiten Classen haben die schwere Schule der Erfahrung selbst durchmachen müssen und nur allmählich die Klippen kennen gelernt, die sie zu vermeiden haben, die Zufälle, denen sie unterworfen waren, die Gefahren, denen vorzubeugen gewesen wäre: nur allmählich und auch dies mit großen Verlusten, lernten sie ihre Production und Consumption regeln.

Wenn es sich um die Production handelte, hat Niemand daran gedacht, den Producenten eine möglichst vortheilhafte Verwendung für ihre Erzeugnisse zu verschaffen, im Gegentheil haben Alle sich bemüht, nach Möglichkeit die Handlungen und Bewegungen der Producenten einzuengen. Die Arbeiterassociationen, welche den Zweck haben den Arbeitern unter günstigen Bedingungen Arbeit zu verschaffen, wurden von Verboten betroffen, welche die Arbeiter der Willkür ihrer Brotherren preisgaben. Andere gesetzgebende Verfügungen hinderten die Freizügigkeit der Arbeiter. So z. B. wurde

noch vor Kurzem in Belgien die Auswanderung der Arbeiter mit einer beträchtlichen Geldbuße und mit mehrmonatlichem Gefängniß bestraft. Mit einem Worte, die Gesetzgeber schienen es sich zur Regel gemacht zu haben, die Arbeiter zum Stillsitzen zu verdammen und deren Freiheit und Wohlstand einer vermeintlichen Entfaltung des Gewerbseißes zum Opfer zu bringen, in der That aber wurde nur das Interesse der Reichen, welche die Gesetzgebung leiteten, gefördert. Ist demnach die Freiheit für das Elend des Pauperismus verantwortlich zu machen?

Was die Consumtion anbetrifft, so sind die befreiten Gesellschaftsclassen zu einer vernünftigen Regelung derselben vielleicht noch weniger, als für eine regelmäßige Production geeignet. Und in der That, konnten sie sich über ihre Bedürfnisse in der neuen Lage Rechenschaft geben? Konnten sie Voraussichtlichkeit und Sparsamkeit lernen, da sie ihr Leben lang ohne die geringste Sorge für ihre Erhaltung verbracht haben? Wie verfahren da die höheren Classen? Zeigten sie ihnen die Nothwendigkeit der Vorsicht und Sparsamkeit? Keineswegs. Unter dem Einfluß einer vielleicht aufrichtigen, gewiß mißverstandenen Humanität begünstigten sie sogar die Unwirthschaftlichkeit. Die Philanthropen, welche das Geld nicht aus ihren eigenen, sondern aus fremden Beuteln schöpfen, die Begründer der Wohlthätigkeitsanstalten, hoffen: die niederen Classen verstehen es nicht ihr Leben von Sorgen zu befreien; wir werden uns um sie bekümmern, werden sie in den Zeiten der Krisis mit Arbeit versehen, ihren Kindern ein Mhl bereiten, ihre Greise, wenn sie ohne Existenzmittel bleiben, unterhalten. Das waren wohlgemeinte Reden, lobenswerthe Absichten, aber was war ihr Resultat? Es zeigte sich, daß der Mangel an Wirthschaftlichkeit so viele Arme schuf, daß weder die öffentliche noch die private Wohlthätigkeit ausreichen konnte sie zu unterstützen; daß das Bettelwesen nach Maßgabe des zum Unterhalt der Armen angehäuften Capitals um sich griff. So z. B. giebt es in Belgien namentlich in den reichsten Provinzen ganz besonders viele Arme, weil die Wohlthätigkeitsanstalten dort über größere Mittel verfügen, als in den übrigen Provinzen. Wo die Wohlthätigkeitsanstalten und Hospitäler die größten Einnahmen haben, wie in den Städten Tournay und Nivelles, da lebt die große Mehrzahl der untern Classen von der Wohlthätigkeit und ist so weit verderbt, daß in Nivelles aus Mangel an Arbeitern keine Industrie aufkommen kann. Es ging so weit, daß man die Unmöglichkeit einsah, die Vormundschaft über die unteren Classen fortzuführen und daß man in England z. B. nur diejenigen zu unterstützen begann, welche wirklich

hülfsbedürftig waren, die Masse aber mehr und mehr der eigenen Versorgung und Sicherung gegen Zufälle und Gefahren überließ, welchen sie bei dem System der wirtschaftlichen Freiheit ausgesetzt war.

Wenn man sich die Unwissenheit vergegenwärtigt, in welcher die Massen rückwärts der Bedingungen für eine geregelte Production und Consumption verharren; wenn man an die Revolutionen und Kriege denkt, welche die Welt seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts verwüstet haben und an die ungeheuern Summen, die sie verschlungen, an die Krisen, die sie herbeigeführt haben; wenn man die reichlichen Ueberlässe in Anschlag bringt, welche die Steuern, namentlich die Consumtionssteuern der Arbeiterbevölkerung verursachten; wenn man die unaufhörlichen Schwankungen berücksichtigt, welchen das Prohibitivsystem die Arbeit unterwarf, indem bald der Kreis irgend einer Industrie erweitert, bald der einer andern eingeengt wurde, — ohne von allen den erdenklichen Hindernissen zu reden, welche durch verschiedene Zweige der Gesetzgebung die Entfaltung der Production hemmten, — so muß man sich noch wundern, daß die Lage der arbeitenden Classen seit der Freilassung derselben sich nicht noch schlimmer gestaltet, daß der Pauperismus sich nicht in noch größerem Maßstabe entwickelt hat.

Aber die Schulzeit der Erfahrung, der Angewöhnung an die Freiheit naht ihrem Ende. Besonders in England hat sie Früchte getragen und die Arbeiterclassen beginnen Production und Consumption besser zu regeln als früher. Eisenbahnen, Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Reisens geben den Arbeitern größere Möglichkeit sich dahin zu wenden, wo größerer Arbeitslohn geboten wird, wo sie ihre Erzeugnisse besser verwerthen können, und werden nicht verfehlen, in dem Arbeitslohn eine segensreiche Veränderung herbeizuführen. Diese Veränderung wird vollendet sein, wenn die Segnungen der Oeffentlichkeit sich der Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Verkehrs zugesellen, wenn der Arbeitsmarkt mehr und mehr erweitert und zu gleicher Zeit besser von der Oeffentlichkeit beleuchtet sein wird. In einigen englischen Colonien sind regelmäßige Veröffentlichungen über den Satz des Arbeitslohnes und den Zustand des Arbeitsmarktes in der Art derjenigen eingeführt, welche schon seit langer Zeit über den Stand der Preise und des Marktes der wichtigsten Lebensmittel: Getreide, Baumwolle, Zucker, Kaffee zc. berichten. Wenn ein solcher Brauch allgemein werden, — und es steht dem kein Hinderniß entgegen, — wenn der Stand des Marktes in jedem Productionszweige und in jedem Lande täglich bekannt sein wird, so wird man keinen Ueberfluß an Arbeitskräften, der so verderblich für den Arbeiter,

keinen Mangel an Arbeitskräften, der für die Production gefährlich wird, zu befürchten haben: jeder wird mehr oder weniger im Stande sein, nach Maßgabe der Beurtheilung der Sachlage zu der Industrie oder auf den Markt zu eilen, auf dem seine Arbeit am vortheilhaftesten verwerthet, seiner Production die ergiebigste Rechnung getragen werden kann.

In der Regelung der Consumtion sind während der letzten 25 Jahre wesentliche Fortschritte wahrzunehmen. In England wurden die Consumtionssteuern, welche die Masse bedrückten, verringert oder ganz abgeschafft. Statt ihrer trat die income-tax ein, eine Steuer, welche das Einkommen der mittleren und niederen Classen mitbetrif. Die niederen Classen, von bitterer Erfahrung belehrt, haben mehr und mehr die Nothwendigkeit einsehen lernen, Vorsicht und Sparsamkeit zu üben und sehr entschiedene Maßregeln zum Schutz gegen Unfälle wie Krankheit und Arbeitslosigkeit, zur Sicherung eines sorgenfreien Alters getroffen. Eine Milliarde Francs ist in Sparcassen angelegt und erst vor wenigen Jahren zählte das vereinigte Königreich nicht weniger als 33,232 Gesellschaften für gegenseitige Hülfleistung, mit einem jährlichen Einkommen von 4,980,000 Pf. St., einem Capital von 11,360,000 Pf. St. und einer Anzahl von 3,032,000 Mitgliedern. Die männliche Bevölkerung über 20 Jahre im vereinigten Königreich betrug sich auf 6,300,000 Menschen: es nahm also die Hälfte der ganzen männlichen Bevölkerung an den Segnungen der freien und freiwilligen Versicherung gegen Krankheit und Arbeitslosigkeit Theil. Auch die Lebensversicherungsgesellschaften finden täglich mehr und mehr Verbreitung und die Zeit ist nicht mehr fern, in der die Arbeiterclassen in England, indem sie ihr Loos selbst gestalten und so viel wie möglich ihre Consumtion regeln, durch selbstständige Vorsicht und Sparsamkeit gegen alle Unfälle geschützt sind, was in der Zeit der unfreien Arbeit nur auf Kosten der Freiheit und des Glückes möglich war.

IV.

Fassen wir das Gesagte zusammen. Wir haben zu zeigen versucht, daß die wirthschaftliche Welt nicht, wie einige socialistische Schulen meinen, ein Spielball blinden Zufalls sei, sondern daß es ein Naturgesetz des Gleichgewichts gebe, kraft dessen die verschiedenen Productionszweige stets den verschiedenen Consumtionszweigen gemäß sich stellen und entfalten müssen, kraft dessen die durch Arbeit und Capital bewirkten Einkommenszweige unter einander ziemlich gleich bleiben müssen. Es bedarf mithin keiner künstlichen

Organisation für Production und Consumption. Es gilt nur, die Production und die Vertheilung der Güter freizugeben, die Hindernisse zu beseitigen, welche die Entfaltung der Production und die natürliche Vertheilung des Wohlstandes hemmen. Mit einem Wort: es genügt, die wirthschaftliche Freiheit in Arbeit, Tausch, Association, Credit *zc.* sicherzustellen und das durch freie Arbeit erworbene Eigenthum zu garantiren.

Als Ursachen des langsamern Fortschritts in den Ländern, die noch unfreie Arbeit haben, mußten sich uns als die wichtigsten Faulheit, Schlechtigkeit der Arbeit, Mangel an Wirthschaftlichkeit ergeben. Unter dem Druck dieser Uebelstände entfaltet sich die Production nur mit Mühe und der Wohlstand steigt nur langsam. So war es in den früheren Sklavenstaaten, so ist es noch jetzt im Süden der Vereinigten Staaten. Dagegen entfaltet sich in den nördlichen Staaten und in Westeuropa die Production sehr rasch und alle Classen der Gesellschaft haben Antheil an der Vermehrung des Volkswohlstandes. Allerdings haben in Westeuropa verschiedene Ursachen zusammengewirkt, um die Theilnahme der niederen Classen an der Erhöhung des Wohlstandes zu vermindern und den mittleren und höheren fast alle Vortheile zuzuwenden, die aus der Befreiung der Arbeit entspraugen. Diese Ursachen lagen, wie wir erkannt haben, wesentlich in der Unwissenheit der niederen Classen, die sie daran verhinderte, die erlangte Freiheit zweckmäßig zu gebrauchen. Bei Erlangung der Freiheit waren die Arbeiter nicht immer im Stande, sich diejenigen Erwerbszweige zu wählen, die ihnen am vortheilhaftesten gewesen wären, oder dort zu arbeiten, wo ihre Arbeit die größte Vergütung erlangt hätte. Dazu kam die fehlerhafte Verwaltung der Einnahmen, welche überdies nicht durch gute wirthschaftliche Gesetze sichergestellt, sondern durch unverhältnismäßige Auflagen geschmälert worden waren; die frühere gewaltfame Asseranz konnten sie nicht schnell genug durch selbstständig freiwillige ersetzen, welche dem freien Menschen wohl ansteht. Daher der *Pauperismus*. Allmählich aber durch Erfahrung klug geworden, trachten sie darnach, die ihnen bekannten Gefahren zu vermeiden, verwerthen ihre Arbeit von Tage zu Tage besser, erfüllen ihre Pflichten vollständiger und sichern sich durch Sparsamkeit vor Unfällen.

Am dringendsten ist es in Ländern, in denen Freiheit an die Stelle der Unfreiheit treten soll, Pflicht, den neuen Zustand ins Auge zu fassen, der aus einer solchen Veränderung hervorgeht. Allen Classen steht Erfahrung und daraus resultirende Belehrung bevor. Die höheren müssen darnach trachten, ihre Wirthschaft, die bei dem System der Unfreiheit zurück-

blieb, zu steigern; sie müssen größere Thätigkeit und Sparsamkeit entfalten: Thätigkeit, um der neuen unausweichlichen Veränderung eine Richtung zu geben, — Sparsamkeit, um sie durch Anhäufung von Capitalien zu erleichtern; sie müssen in ihrem eigenen Interesse begreifen lernen, daß ihre Beziehungen zu den untern Classen sich ändern, daß man mit einem freien Arbeiter anders als mit einem unfreien umgehen muß, daß schlechte Behandlung ihn abstoße, gute ihn herbeiziehe, daß das eigene Interesse sie veranlassen müsse, die Arbeiter festzuhalten, um über reichlichere Arbeitskraft mit mäßigem Lohne verfügen zu können. Die niederen Classen aber sollen es lernen, sich selbst verwalten, ihre Arbeit und Consumtion zu regeln, weil ihnen sonst Gefahr nahe liegt, in einen Zustand zu verfallen, der schlimmer als der der Unfreiheit ist. Mit einem Worte: die einen wie die anderen sollen sich davon überzeugen, daß die Freiheit nur dann eine Segnung ist, wenn man sich ihrer werth macht.

Fürst Menschikow und Graf Moritz von Sachsen.

(Nach Schtschebalski.)

Das Jahr 1561 machte dem deutschen Föderativstaat, der seit drei Jahrhunderten unter dem Collectiv-Namen Livland an der Ostsee geherrscht und fast ununterbrochen mit kriegerischen Nachbarn gekämpft hatte, ein Ende; durch die Verträge vom 28. Nov. 1561 wurde Livland eine, wenn auch privilegirte polnische Provinz, Kurland unter dem bisherigen Ordensmeister Gotthard Kettler ein polnisches Lehnshertzogthum; der Herzog wurde der unumschränkte Landesherr seines kleinen Staates, nur daß ihm das Recht fehlte, selbstständig den Krieg erklären zu können. Kurland hatte sein eigenes kleines Heer, seinen eigenen Staatschatz, befolgte eine selbstständige Politik und wurde durch den Herzog und den ihn umgebenden Oberrath selbstständig verwaltet; die Landeskirche, zu der sich verfassungsmäßig der jedesmalige Herzog bekennen sollte, war die protestantische.

Dieses Verhältniß war weder den Wünschen des polnischen Lehnsherrn, noch denen des herzoglichen Vasallen entsprechend und wurde in seiner Unhaltbarkeit von beiden Theilen bald erkannt; das Bestreben Kurlands, seine Sprache, seine Religion und seine Verfassungseigenthümlichkeiten zu wahren, kreuzte die Interessen der polnischen Regierung und der katholischen Geistlichkeit dieses Landes, die hier den Höhepunkt ihres allgewaltigen Einflusses gerade zu der Zeit einzunehmen begann, als sie im westlichen Europa durch den Einfluß der Reformation an ihrer bisherigen Bedeutung mehr und mehr verlor. Aber je offener Polen Kurland gegenüber mit seinen

Unionsplänen und seiner Proselytenmacherei hervortrat, desto enger schloß das kleine Herzogthum sich an das stamm- und sprachverwandte Deutschland an. Vor allem wahrte die protestantische Geistlichkeit Kurlands ihre Rechte mit Nachdruck und Energie den katholischen Bestrebungen der polnischen Bischöfe gegenüber, und der kurlische Adel, der den polnischen und litauischen an Bildung weit überragte, wußte sich diesem gegenüber zu jeder Zeit durch Stolz und Exclufivität fern zu halten. Der größte Theil des jungen Adels holte sich seine Bildung auf deutschen Universtitäten und war nicht abgeneigt, sich in deutschen Kriegsdiensten zu versuchen; mannichfache verwandtschaftliche Beziehungen verbanden die herzogliche Familie mit dem Hause Kur-Brandenburg — und unter so bewandten Umständen war es naturgemäß, daß aller polnische Einfluß sich in Kurland auf eine enge administrative Sphäre beschränkte.

Einen fast feindseligen Charakter nahmen diese ohnehin wenig sympathischen Beziehungen zwischen dem Lehnsherrn und dem Vasallen an, als der Kurfürst August der Starke von Sachsen den polnischen Thron bestieg. Das traurige Ideal, das damals den meisten deutschen Fürsten vorschwebte, war das französische Hof- und Staatsleben à la Louis XIV. und auch August war, wie bekannt, ausschließlich von dem Bestreben beherrscht, auf französische Weise den Einfluß seiner Dynastie zu befestigen, sich die Völker des alten Kaiserthrones durch ein System der Centralisation gleichmäßig dienstbar zu machen und die polnische Wahlmonarchie in eine erbliche zu verwandeln. Um Rußlands Einwilligung und Beistand zu diesem Plane zu erlangen, war er zu Territorialabtretungen an dasselbe bereit; dieser Plan veranlaßte ihn, gegen den Willen der Nation mit Karl XII. Krieg anzufangen und war auch der Beweggrund zu den Bestrebungen des Königs, seinen Einfluß auf die Herzogswahl in Kurland geltend zu machen.

Die Aufgabe der folgenden Darstellung soll es sein, einen Blick in die Verhältnisse zu thun, unter denen man von polnischer wie russischer Seite am Anfange des 18. Jahrhunderts eine entscheidende Einwirkung auf die Ertheilung des kurlischen Herzogshutes versuchte.

Bald nach der Thronbesteigung August's des Starken (1697) war Herzog Friedrich Kasimir von Kurland gestorben und hatte einen 6jährigen Sohn, den späteren Herzog Friedrich Wilhelm, hinterlassen. Verfassungsmäßig beanspruchte die Ritterschaft, daß der herzogliche Oberrath die Regentschaft für den unmündigen Prinzen übernehmen sollte; Polens Antagonismus hatte andere Pläne geschmiedet. In Warschau wußte man die kurlische

Constitution anders zu commentiren als in Mitau, und die Regierung ernannte im Jahre 1698 den Bruder des verstorbenen Herzogs, den Prinzen Ferdinand, der als Katholik und Polenfreund in Kurland höchst mißliebig war und bisher außerhalb seiner Heimath in Danzig gelebt hatte, „zum Herzog-Vormund und Administrator“.

Wenn dieser Schritt auch vom Könige Polens und der Nation mit Uebereinstimmung gebilligt worden war, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß nur das Factum als solches den sonst meist diametral auseinandergehenden Wünschen des Königs und der Aristokratie entsprochen hatte. Die Feindschaft gegen das kleine, aber selbstständige Lehnsherzogthum war bei beiden Factoren der Regierung die Ursache der Ernennung Ferdinand's gewesen; die Nation oder vielmehr die Aristokratie (denn diese war in Polen der einzig vertretene Stand) wünschte die völlige Unterwerfung Kurlands einzig im national-polnischen Interesse, dem nur noch ein katholisches Element beigemischt war; der König hatte bei dem gleichen Bestreben nur den Vortheil und die Befestigung seiner Dynastie im Auge. Dieses zeitweilige Zusammengehen sonst unharmonischer Elemente muß man als eine unter den obwaltenden Umständen nur exceptionelle Erscheinung festhalten, wenn man den Ariadnesfaden, der sich durch das Getriebe vielverschlungenener Hof- und Staatsintriguen zieht, nicht verlieren will.

Für ihre Absichten schien die polnische Regierung durch die Einsetzung Herzog Ferdinand's das rechte Mittel gefunden zu haben. Kaum hatte der nordische Krieg seinen Anfang genommen, so stieß der „Administrator“ mit seiner kleinen Armee zum sächsischen Heer, das sich unter dem Commando des Feldmarschalls Steinau in der Nähe von Riga zusammenzog. Herzog Ferdinand selbst schloß sich dem russischen Heere an und nahm mit ziemlich zweifelhafter Tapferkeit an der Schlacht bei Narva Theil; ihr für Rußland unglücklicher Ausgang ist bekannt; Karl XII. erfocht einen entscheidenden Sieg und wandte sich nunmehr gegen die sächsische Armee unter Steinau, zersprengte diese mit leichter Mühe, besetzte Mitau ohne irgend welchen Widerstand, ließ eine Garnison in dieser Stadt zurück und setzte in stetem Siegeslauf den flüchtigen Sachsen nach. Herzog Ferdinand hatte sich unbedessen gleich nach der Entscheidung bei Narva in den Wagen geworfen und war, ohne sich in Kurland aufzuhalten, nach Danzig geeilt, von wo aus er seine Regierung weiterführte. In Kurland hatte man die Betheiligung des Herzog-Administrators an dem Kriege gegen Schweden nur ungern ge-

sehen und die Schweden in keineswegs feindlicher Weise empfangen. Karl's Glückstern sollte bald erbleichen; in irriger Beurtheilung der russischen Kräfte hatte der junge Soldatenkönig gemeint, den Zaren Peter durch die Schlacht bei Narva völlig vernichtet und auf immer aus der Zahl seiner Gegner gestrichen zu haben. Aber während er noch in Deutschland neuen Lorbeeren nachging, verscherzte Karl schon die Früchte seiner Siege im Norden. Scheremetjew war es vorbehalten, durch unscheinbare aber sichere Erfolge die dem Duc de Croix geschlagene Scharte auszuweken. Im Jahre 1703 überfiel der Kurländer Köhne an der Spitze eines russischen Corps Mitau, nahm es den Schweden ohne Schwertstreich ab und begründete mit diesem Handstreich den immer mächtiger bestimmenden Einfluß der russischen Monarchie auf das letzte ihm noch nicht unterworfenen baltische Herzogthum und die endliche Unterwerfung des gesammten Ostseegebiets unter die Krone Rußlands. Im Verlauf weniger Jahre fielen die sämtlichen liv- und estländischen Städte in die Hände des russischen Siegers. Scheremetjew eroberte Schlüsselburg, Narva, Reval und endlich Riga, und gewährleistete im Namen Peter's die Verfassung, das Recht und die Kirche der deutschen Provinzen. Peter der Große vernichtete durch die Schlacht von Poltawa den Rest der schwedischen Armee in Rußland und des neuerrungenen schwedischen Einflusses in Europa und gewann von nun an einen bleibenden Einfluß auf den Gang der politischen Angelegenheiten Europa's; seinen Verbündeten, August den Starken, setzte Peter wiederum auf den verloren gegangenen polnischen Thron, vermittelte mit den Anhängern des gestürzten Gegenkönigs Stanislaus Leszczyński und stand bald an der Spitze eines neuen mächtigeren Bundes gegen Schweden, dem außer Sachsen, Polen, Dänemark und Rußland noch das junge aber kräftig emporstrebende Königreich Preußen beitrug.

Dieser Umschwung der Dinge entzog Kurland mit Nothwendigkeit jedem schwedischen Einfluß und rückte es den russisch-polnischen Interessen näher. Auf seiner Rückreise in das neu gegründete Petersburg berührte der Kaiser Mitau, wurde mit großer Pracht aufgenommen und sprach sich einflußreichen Edelleuten gegenüber dahin aus, daß er mit dem Könige von Preußen übereingekommen sei, dessen leiblichen Neffen, den jungen Herzog Friedrich Wilhelm, mit einer russischen Prinzessin zu verheirathen. Eine reiche Aussteuer wurde dabei in Aussicht gestellt und das ganze Project bot zu viele und auffällige Vortheile dar, um der Anpreisung zu bedürfen. Wenige Monate nach Peter's Besuch in Mitau erschienen daher

kurische Deputirte in Petersburg, um der Großfürstin Anna Zwanowna die Bewerbungen des jungen Herzogs zu überbringen und den Heirathsvertrag abzuschließen. Der Zar gab seiner Niichte die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 200,000 Rbl. zur Aussteuer und setzte mit den Deputirten fest, daß dieses Capital zur Auslösung der verpfändeten herzoglichen Güter verwandt und durch die Güter der neuen Herzogin sicher gestellt werden solle. Der Herzogin wurde für den Todesfall ihres Gemahls eine jährliche Rente von 40,000 Rbl. ausgesetzt. Der junge Herzog, ein blühender Jüngling, der seine Studien soeben in Deutschland beendet hatte, erschien in Petersburg, die Hochzeit wurde mit großem Glanz gefeiert und erst zwei Monate nach derselben verließ das junge Paar die Residenz; aber bereits auf der zweiten Station hinter Petersburg erkrankte der Herzog an den Blattern und erlag nach wenigen Tagen der Krankheit. Kaum hatte Ferdinand, der frühere Administrator, die Kunde von dem plötzlichen Tode seines Neffen erhalten, als er sich auch zum alleinigen und rechtmäßigen Herzog Kurlands erklärte und die polnische Regierung, die ihn als ein gefügiges Werkzeug ihrer Pläne kannte und schon um seiner katholischen Bigotterie willen schätzte, ermangelte nicht, ihm eine sofortige Bestätigung zuzusenden. Polens Hoffnung, auf diese Weise seinen alten Einfluß wieder zu erlangen und die russischen Anneziionsbestrebungen zu neutralisiren, war aber vergeblich; die bei der Herzogin gemachte Anleihe sowohl als die ihr zustehende jährliche Pension waren zu mächtige Factoren für den Einfluß Rußlands, dem die unbeliebte polnische Regierung am wenigsten die Spitze bieten konnte. Die Glieder des herzoglichen Oerrathes, die weder im Stande waren die Pension auszuführen, noch die Zinsen für das Aussteuer-Darlehn zu beschaffen, forderten die junge Herzogin-Wittwe auf, die ihr verpfändeten Güter selbst zu verwalten. Anna leistete dieser Aufforderung Folge und erschien in Begleitung des Geheimraths Bestuschew-Rjumin, der an ihrem Hofe gleichzeitig als herzoglicher Hofmeister und russischer Ministerresident fungirte. Sobald politische Rücksichten es rathlich machten, wurde nunmehr die Frage wegen Wiederbezahlung des Darlehns aufgenommen, und für jede neue Maßregel der russischen Regierung Kurland gegenüber mußte sie den Grund hergeben. So befahl Peter z. B. im Jahre 1712 seinem Residenten Bestuschew, nachdrücklichst das Wittwengehalt der Herzogin zu fordern, und nöthigenfalls mit einer Execution durch russische Soldaten zu drohen. Vier Jahr später schrieb Peter demselben Residenten: „Es verlautete: der kurländische Adel wolle sich einen neuen Herzog wählen; für diesen Fall

setze er (Peter) voraus, die angesehensten Edelleute würden sich zuvor mit ihm, ihrem mächtigsten Nachbarn, darüber einigen, wer zum Herzog zu wählen sei.“ Diese Zeilen Peters zeigen, wie bedeutend der russische Einfluß in Kurland seit dem vor 13 Jahren stattgehabten Könneschen Handstreich an Umfang gewonnen hatte. Der Administrator selbst leistete den russischen Interessen durch seine Unpopularität die besten Dienste; durch unaufhörliche Händel mit der Ritterschaft hatte sich das Verhältniß des Herzogs zu dieser so feindselig gestaltet, daß die Opposition gegen ihn und seine Vorschläge als etwas Selbstverständliches von jedem kurlischen Edelmann gefordert wurde, der für einen unabhängigen Patrioten gelten wollte. Eine eigene Commission zur Schlichtung dieser Händel wurde im J. 1716 aus Warschau nach Mitau gesandt und ob sie gleich fast alle Beschwerden der Ritterschaft für gegründet erklärte, erbitterte schon ihr bloßes Erscheinen „ihre verfassungswidrige Einmischung“ die starrköpfigen Kurländer, die nun eifriger denn je einen Herzog nach ihrem Herzen wünschten, der sie in Frieden und Unabhängigkeit erhielt. Ferdinand war unverheirathet und hochbetagt, es war sehr natürlich, daß die Kurländer sich fragten, was nach seinem Tode aus ihrem Vaterlande werden würde und ihre Wahl sich bald auf diese, bald auf jene Dynastie zu lenken schien. In Polen war man aber völlig anderer Ansicht; man schloß sich dem Wortlaut der Provisio ducalis an und polnische Juristen erklärten, der Vertrag von 1561 sei nur mit dem Hause Kettler abgeschlossen worden und nur diesem gegenüber garantirt gewesen; und da der Fall des Erlöschens der Familie Kettler in demselben nicht vorgesehen worden, müsse Kurland nach den Grundsätzen des Lehnrechts dem Lehnherrn „heimfallen“.

Diese Schlussfolgerungen polnischer Senatorenweisheit erweckten den lebhaftesten Widerspruch der kurländischen Oerräthe, die sich darauf beriefen, daß der König Wladislaw nach dem Tode Herzog Friedrich's und der Unfähigkeitserklärung von dessen Bruder Wilhelm, das Herzogthum nicht eingezogen, sondern in der Person seines Bruders einen neuen Herzog ernannt hatte; der Vertrag von 1561 spreche allerdings nur von dem Thronrecht der männlichen Descendenten Gotthard Kettler's, darum seien aber nur weibliche Regentinnen und nicht Herrscher neuer Dynastien ausgeschlossen worden; die Auslegung des Könige Wladislaw gebe einen Präcedenzfall ab u. s. w. Während dieses Casuisten-Gefecht zwischen polnischen und kurländischen Staatsmännern unentschieden hin und her wogte, hatten Peter und König August über dieselbe Angelegenheit geheime Unter-

handlungen gepflogen und sich dahin geeinigt, die verwittwete Herzogin Anna mit einem Agnaten des sächsischen Hauses, dem Herzog von Sachsen-Weißenfels zu vermählen und diesen zum Herrn Kurlands zu machen. Welche Vortheile Peter sich von diesem „Arrangement“ versprach, vermögen wir nicht anzugeben; August hoffte durch die Belehnung seines Vetter's den sächsischen Einfluß in Polen zu kräftigen und für seine dynastischen Zwecke auszubenten. Die Kurländer waren bald für dieses Project gewonnen und sandten eine Deputation nach Warschau, um es dort zu befürworten; die Sache scheiterte aber an der entschiedenen Opposition der national-polnischen Partei, die sich zu keiner Combination verstehen wollte, durch die der Einfluß der sächsischen Königsdynastie in Polen unstreitig wachsen mußte, und unverrichteter Sache kehrten die Deputirten nach Mitau zurück. Ein gleiches Schicksal hatte eine große Menge ähnlicher Vorschläge, die bald seitens des russischen, bald seitens des preussischen Cabinets gemacht wurden und alle darauf hinausliefen, der verwittweten Herzogin Anna in der Person eines neuen Herzogs einen Gemahl zu schaffen. Hindernisse verschiedenster Art stellten sich jedem Vorschlag zur Erledigung dieser Angelegenheit entgegen, während die Herzogin in ihrem Wittwen-, der Herzog Ferdinand in seinem Junggesellenthum verharrte, die Kurländer immer nicht in Erfahrung bringen konnten, wen man zu ihrem Herzog ernennen würde, in Polen die Hoffnung auf eine Einverleibung Kurlands genährt wurde und August der Starke immer noch Hoffnungen für die Candidatur seines Vetter's nährte.

Unterdessen starb Peter I. und sein Tod zog mancherlei Veränderungen für die von ihm neugeschaffene Riesenmonarchie nach sich. An die Stelle der durch den Kaiser fast überreizten allgemeinen Mührigkeit trat Schlassheit und Apathie; die ungeheure Staatsmaschine, der Peter fast ausschließlich vorgestanden hatte, drohte in Stocken zu gerathen. Der Kaiser hatte sich an der Administration der einzelnen Geschäftszweige so lebhaft theiligt, seine Diener jedesmal so gründlich instruiert, daß er im eigentlichen Sinne des Worts die Seele der Regierung genannt werden mußte, und mit seinem Ausscheiden jedem Ressort sein thätigster und unerseßlichster Beamter verloren gegangen war. Rußland war nach dem Tode des Mannes, dessen Genie die halbe Kraft des Staates ausgemacht hatte, ein mehr ausgedehnter als kräftiger Staat, seine Zukunft gab zu Besorgnissen der ernstesten Art Anlaß und in der kurländischen Frage spürten die Fürsten des östlichen Europas zuvörderst, daß vor der Hand Niemand die durch den Tod Peter's entstandene Lücke auszufüllen vermochte.

Seit längerer Zeit gingen Berichte der russischen Gesandten aus Warschau und Mitau darüber ein, daß man in Polen mit dem Gedanken umgehe, das Herzogthum Kurland der „erläuchten Republik“ einzuverleiben, während in Kurland alle Wünsche dahin gingen, dem Lande eine, wenn nicht politisch, so doch bürgerlich selbstständige Zukunft zu sichern. Unter solchen Umständen schien das Einschreiten Rußlands geboten zu sein. Am 30. März 1725 verlas der Graf Ostermann in Gegenwart der übrigen Minister ein von ihm verfaßtes, ausführliches und erschöpfendes Memoire über den vorliegenden Gegenstand, stellte die Pläne und Vorschläge, die seitens des Königs von Preußen und der polnischen Regierung gemacht worden waren, übersichtlich zusammen und wog die Vortheile gegeneinander ab, die sich von dem Anschluß an die Politik des einen oder des anderen Staates erwarten ließen. Ueber ein Resultat hatten die russischen Minister sich bald geeinigt: den Plänen der polnischen Patrioten, die Republik durch die Einverleibung Kurlands zu vergrößern, mußte in jedem Fall entgegengetreten werden; nach kurzem Schwanken war man geneigt, August's Plänen, einer Belehnung und Verheirathung des sachsen=weissenfelschen Betters, keine Unterstützung zu gewähren, sondern mit Preußen in Unterhandlung zu treten und die Hand eines brandenburgischen Prinzen für die Herzogin Anna Zwanowna zu erlangen; einstweilen sollten alle betreffenden Verhandlungen möglichst behutsam und geheim gepflogen werden, um es nach keiner Seite hin zu verderben und für alle Fälle mit August in gutem Vernehmen zu bleiben. Die Macht der Umstände setzte dieser Politik der halben Maßregeln aber bald eine Grenze und drängte zu festem, entschlossenem Handeln.

Die Chancen, die Rußland für die Durchführung seiner Pläne in Kurland hatte, waren günstig genug; der durch Peter I. angebahnte Einfluß war keineswegs erloschen. Einmal kam Rußland die glimpfliche Behandlung der benachbarten deutschen Provinzen Liv- und Estland außerordentlich zu Statten. Während diese Provinzen in ihren nationalen und religiösen Eigenthümlichkeiten durch die russische Regierung keinerlei Beeinträchtigung erlitten, hatte Polen alle ihm entgegengetragenen Sympathien durch seine nationale und religiöse Exklusivität und Intoleranz verschertzt; auch die Herzogin Anna, die damals noch nicht unter dem unseligen Einfluß Biron's stand, sondern in stiller Zurückgezogenheit lebte und ihre Residenz abwechselnd in Mitau und Schloß Annenhof aufschlug, trug das Ihrige dazu bei, den Kurländern russische Sympathien einzufloßen, beson-

ders, seitdem sich ihre dereinstige Erhebung auf den Thron Rußlands mehr und mehr voraussehen ließ.

Seit zwei Jahren hielt sich ein Herr von Brackel als Deputirter Kurlands in Warschau auf, in gleicher Weise von der Kälte der polnischen Aristokraten und von der Ungnade König August's verlegt, der den Kurländern nicht vergeben konnte, daß sie die Candidatur des sachsen-weißenselschen Prinzen so schnell vergessen hatten, und ohne daß es ihm möglich gewesen wäre eine Audienz zu erlangen. Mannichfach von dem Hochmuth der polnischen Machthaber zurückgestoßen und häufig von ihren Zusammenkünften und Festen ausgeschlossen, gewann der Deputirte Kurlands doch eine richtige Einsicht in die obwaltenden Verhältnisse. Er hatte bald erkannt, daß die Einverleibung und Zerstückelung seines Vaterlandes in polnische Wojewodschaften eine beschlossene Sache sei, in Bezug auf welche sonst feindliche Parteien völlig übereinstimmten, die zum Lösungswort des gesammten polnischen Adels geworden war. In dieser Noth verfiel Brackel auf ein nicht ungeeignetes Mittel zur Rettung seines Vaterlandes, das den Vorzug hatte, auf russische, damals durch den Herzog von Holstein wesentlich beeinflusste Sympathien rechnen zu dürfen: er schlug den natürlichen Sohn August's, den sogenannten Marschall und Grafen Moriz von Sachsen, zum Herzog von Kurland vor.

Dieser Graf Moriz von Sachsen ist heut zu Tage vergessen; die Geschichte hat ihm unter den Hofleuten und Marschällen des altfranzösischen Königthums keinen hervorragenden Platz angewiesen; seiner Zeit aber gab es wenige Männer in Europa, die sich eines so allgemein bekannten Namens erfreuten wie er. Fehlten ihm auch fast alle Eigenschaften, durch welche ein Name unsterblich wird, so war er doch ganz der Mann dazu, seine Zeitgenossen zu blenden und Europa's allgemeine Aufmerksamkeit wenigstens eine Zeit lang auf sich zu ziehen. Das Pantheon solcher Helden ist der Roman, die Geschichte geht gleichgültig an ihnen vorüber, die Nachwelt vergißt sie, denn sie haben nichts geschaffen, was seinen Schöpfer überlebt hätte. Auf die Ereignisse, mit denen wir es in der vorliegenden Skizze zu thun haben, hatte dieser Romanheld aber einen so entscheidenden Einfluß, daß man es uns nachsehen wird, wenn wir auf die Vergangenheit dieses merkwürdigen Mannes zurückgehen.

Der Hof August's des Starcken von Sachsen war schon am Ende des 17. Jahrhunderts durch den Luxus und die Ausschweifungen, denen sein Herrscher nach französischem Muster sich hingab, bekannt oder vielmehr berüchtigt. Unter den Schönen, die sich der wechselnden Gunst dieses un-

erfättlichen Lüftlings erfreuten, nahm in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts die Gräfin Aurora von Königsmark für längere Zeit den ersten Platz ein. Lange hatte sie alle Bewerbungen des galanten Kurfürsten, der öffentlich ihre Farben trug, abgelehnt, unter glänzenden ihr zu Ehren in Schloß Moritzburg veranstalteten Festen war die Liebe August's aber, um uns eines Ausdrucks der damaligen Zeit zu bedienen, „gekrönt“ worden; unser Marschall war die Frucht dieser Verbindung, und der ihm beigelegte Name Moriz sollte eine stete Erinnerung an die „schönen Tage“ von Moritzburg sein, die übrigens gleich denen von Aranjuez für die schöne Aurora bald vorüber sein sollten.

Der Graf Moriz erhielt eine Erziehung, die nur sehr spärliche Früchte trug; der Marschall hat es nie zu orthographisch richtigem Schreiben gebracht und schrieb selbst französisch nur sehr mangelhaft, obgleich er sich in späteren Jahren nur dieser Sprache bediente und beständig in Frankreich oder doch unter Franzosen lebte. Als zwölfjähriger Knabe trat er in die deutsch-englische Armee, die unter Marlborough und Prinz Eugen die bekannten Siege gegen Ludwig XIV. erfocht, und machte als Volontär die bekannte Belagerung von Lille mit, knüpfte um dieselbe Zeit aber schon seinen ersten Liebesroman, dieses Mal mit einer hübschen Spigenklöpplerin, an. Diese Kriegs- und Liebesabenteuer seiner Knabenzeit scheinen der ganzen Zukunft des Grafen die Richtung gegeben zu haben; Verhältnisse der Art füllten das ganze Leben unsers Helden aus, wurden aber immer nur spielend betrieben, denn der Sohn August's des Starcken hat weder je gründliche militärische Studien getrieben, noch ist er je der Märtyrer einer ernstlichen Leidenschaft geworden. Als Abenteuerer zog er durch Frankreich, Deutschland und Polen, verliebte sich in jedes schöne Frauengesicht und zog seinen Degen, wo er Schlachtenlärm hörte und fragte niemals darnach, gegen wen oder für wen er sich schlug. Sahen wir ihn im Lager von Lille die Franzosen bekämpfen, so finden wir ihn kurze Zeit darauf unter den Mauern Straßund's oder Riga's gegen die Schweden sechtend oder die Türken in Belgrad belagernd. Er war aber keineswegs einzig in seiner Art; militärische Dilettanten seines Schlages fand man bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in allen europäischen Heeren, und in den Tagen Elisabeth's und Catharina's II. hatten diese vornehmen Landsknechte das russische Hauptquartier zu einem ihrer Hauptummelplätze ausersehen. Ein erklärter Günstling des französischen Hofes, ein Idol aller gefühlvollen weiblichen Herzen in den Hauptstädten Europa's, erfreute Moriz sich der besonderen

Gunst seines Vaters, dem er in mehr als einer Beziehung gleich, und den er bald in dem neu erblickten Dresden oder im halb barbarischen aber heiteren Warschau aussuchte. Bei einem solchen Besuch in der polnischen Residenz im Jahre 1729 lernte Brackel den Grafen kennen und sagte sich bald „dies ist der Mann; den wir brauchen.“

Zu der That, Moriz vereinigte fast alle Bedingungen, die einem Prätendenten des kurischen Herzogthums unerlässlich waren. Brackel war gewiß, sein Candidat würde durch seine bestechende Persönlichkeit bald die Zuneigung der kurischen Barone gewinnen. War er nach den Begriffen seiner Zeit doch das Ideal eines Edelmannes „comme il faut“. August's politisches wie persönliches Interesse mußte ihm die Wahl seines Sohnes plausibel machen und wenn auch russischer Seits ernste Bedenken nicht ausbleiben konnten, so combinirte der Gesandte Kurlands sehr richtig, dem galantesten Krieger seiner Zeit, dem alle weiblichen Herzen Europa's entgegenzuschlagen, würde es nicht schwer werden, das gefühlvolle Herz der jungen herzoglichen Wittwe im Sturm zu erobern. Brackel theilte den herzoglichen Oerräthen und den einflussreichsten Gliedern der kurischen Ritterschaft seinen Plan confidentiell mit und hatte ganz richtig vorausgesehen, daß derselbe von dieser Seite die bereitwilligste Aufnahme finden würde; er wurde beauftragt, die Angelegenheit nach eigenem Gutdünken und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu betreiben.

Der König und sein ehrgeiziger Sohn nahmen Brackel's Vorschläge mit vollem Beifall auf; August kannte die polnischen Verhältnisse aber genau genug, um Brackel die größte Verschwiegenheit und Heimlichkeit den patriotischen Magnaten gegenüber dringend ans Herz zu legen, selbst nur hinter den Coullissen für die Interessen des Grafen wirksam zu sein und nach außen hin eine mehr als zweideutige Rolle zu spielen, wie sie in der Geschichte der polnischen Regenten, die von jeher mit der Aristokratie im Pader lagen und gewöhnlich nur dynastische Pläne verfolgten, leider keine seltene ist.

In dem Zeitpunkt, von dem wir sprechen, war der Fürst Wassili Dolgorucki russischer Gesandter in Warschau. Er war ein Schüler Peter's und gehörte der Gruppe der maßgebenden Personen an, die seit dem Tode des Kaisers das russische Staatsschiff gelenkt hatten. Fein und gründlich gebildet, übertrug er fast alle seine russischen Zeitgenossen an staatsmännischen und diplomatischen Eigenschaften und hatte nur in Andreas Ostermann einen ebenbürtigen Nebenbuhler. Seine Stellung in Warschau

wußte der Fürst vollkommen auszufüllen. Er hatte in den polnischen Magnatenkreisen den ausgedehntesten Einfluß, wußte um alle Pläne und Wünsche der verschiedenen Parteien, imponirte durch eine feste und dabei doch gewinnende Haltung und kannte die politische Lage Europa's meist aus eigener Anschauung. Graf Bassewitz nennt ihn in seinen *Claircissements* den liebenswürdigsten und gebildetesten Russen seiner Zeit. Sein Charakter ermangelte freilich aller moralischen Vorzüge; er war falsch, heuchlerisch und verschmähte kein zum Zweck führendes Mittel, selbst das Leben solcher Männer nicht, die ihm keineswegs feindlich gestimmt waren. Die Rolle, die Dolgorucki bei der Thronbesteigung der Kaiserin Anna und der Errichtung des Geheimen Staatsraths spielte, ist bekannt; er war ein hochmüthiger Aristokrat vom reinsten Wasser und keineswegs geneigt, in seiner Warschauer Stellung den ausschließlichen Interessen Menschikow's zu dienen, der um jene Zeit die Hauptrolle bei Hofe spielte. Die zwischen Brackel, dem Könige und dem Grafen gesponnene Intrigue konnte ihm um so weniger verborgen bleiben, als die Umstände es nothwendig machten, vor Allem den russischen Gesandten in das Geheimniß zu ziehen und sich seiner Zustimmung zu vergewissern. Dolgorucki schien dem Plane nicht abgeneigt zu sein, er billigte ihn, so weit seine Instruction ihm solches erlaubte und empfahl den Grafen Moriz als einen geeigneten Candidaten für den kurischen Herzogshut. Moriz selbst glaubte, vielleicht etwas voreilig, der Unterstützung und Befürwortung seiner Absichten durch Dolgorucki sicher zu sein und traf demgemäß seine Maßregeln.

Die sächsische Camarilla, die den König zum Aerger seiner polnischen Unterthanen auch in Warschau umgab, war unermüdllich thätig. War es an sich auch sehr schwierig, eine Angelegenheit von Wichtigkeit unter dem Schleier des undurchdringlichsten Geheimnisses mit Nachdruck zu betreiben, so wurde diese Aufgabe doch durch die Zerrissenheit und Unbedachtsamkeit der zahllosen Parteien in der polnischen Aristokratie erleichtert, denn jede dieser Cliquen hatte ihre selbstständige Politik und trug das Ihrige zur Decentralisirung der ohnmächtigen Regierung bei. Den sächsischen Hofleuten August's des Starken gelang es darum ohne große Schwierigkeit, eine der Parteien in ihr Interesse zu ziehen und sie war geschickt genug gewesen, einige der ersten Würdenträger der Republik zu gewinnen, unter diesen namentlich den Kronmarschall Mniszek und den Hetman von Litauen Pozey, der als nächster Nachbar Kurlands wohl geeignet war, ein gewichtiges Wort bei Lösung der „kurischen Frage“ mitzusprechen. Der Hetman erklärte

sich völlig einverstanden, sandte in dem Kriegscommissär Karp aus Grodno eine durch ihre Stellung noch nicht verdächtige Persönlichkeit nach Mitau, und gab derselben ein Beglaubigungsschreiben mit, in welchem der Ritterschaft die Wahl des Grafen Moriz von Sachsen als mit den Wünschen des Königs völlig übereinstimmend angerathen, zugleich aber bedeutet wurde, in der ganzen Angelegenheit bis zum bevorstehenden Landtage mit möglicher Vermeidung der Deffentlichkeit zu verfahren. Karp verabsäumte es nicht, sich auch an den russischen Ministerresidenten Bestushew Rjumina zu wenden und ihm mitzutheilen, die Wahl Moriz's sei nach Ansicht des Königs von Polen unzertrennbar von einer Vermählung mit der Herzogin-Wittwe, und würde darum den russischen Interessen nur förderlich sein können; es erscheine aber wünschenswerth, daß die kaiserliche Entscheidung resp. Einwilligung bis zur Eröffnung des Landtags, der die Frage über die Nachfolge des kinderlosen Herzogs Ferdinand entscheiden müsse, einliese, damit darnach der Graf seine Maßregeln nehmen könnte.

Moriz schien die zuverlässlichsten Hoffnungen auf die Einwilligung Rußlands zu hegen; seinem Agenten Karp trug er auf, der Herzogin fleißig den Hof zu machen und die Sache womöglich durch den Oberhofmarschall (Bestushew) zu betreiben. Weniger zuverlässlich war der Hetman Pozey. In einem Schreiben dieses Mannes an den Kriegscommissär heißt es: „Ihr schreibt mir immer von der Geneigtheit des kurischen Adels . . . ich wundere mich, daß Ihr über den Punkt der Heirath noch nichts meldet.“ Er und jeder Eingeweihte wußte, daß es auf diese vorzüglich ankam, daß sie die *conditio sine qua non* zu einer glücklichen Durchführung der sächsischen Absichten sei, und August selbst hatte in richtiger Würdigung der Verhältnisse der Herzogin für den Fall, daß sie seine Schwiegertochter würde, ein Jahrgeld von 40,000 Rbl. angeboten; darum gingen in Kurland alle Wünsche dahin, daß die Verbindung des Grafen mit der Herzogin möglichst bald vor sich gehen möchte.

Zwei Monate blieben die Antworten aus Petersburg, auf die man in Mitau und Warschau vergeblich harrete, aus; die Gründe, die diese Verzögerung nothwendig gemacht hatten, werden wir später kennen lernen — das russische Cabinet hatte sich längst über die Unannehmbarkeit der kurisch-sächsischen Anträge geeinigt. Im April 1726 erhielt Bestushew endlich eine Depesche aus Petersburg, in der es hieß, die Kurländer verstanden sich auf ihre wahren Interessen nicht; eine Unterstützung des sächsischen Elements sei in keinerlei Weise geeignet, ihren oder den russischen Wünschen

Rechnung zu tragen; das russische Cabinet ertheilte seinem Minister in Mitau vielmehr den Auftrag, seinen ganzen, ihm zu Gebote stehenden Einfluß dafür zu verwenden, die Wahl der Ritterschaft auf einen holsteinischen Prinzen, Better von Ihrer Majestät Schwiegersohn, zu lenken. So erklärlich die Ablehnung des sächsischen Project's an sich auch war, so unerklärlich schien das an Bestuschew gestellte Anstunnen in Bezug auf die Wahl des holsteinischen Prinzen zu sein; die kurische Ritterschaft hatte sich längst darüber geeinigt, den Grafen Moriz zu wählen, der Name des holsteinischen Prinzen war in Kurland völlig unbekannt und zehn Tage darauf, nachdem Bestuschew die inhaltschwere Depesche vom 31. März erhalten hatte, sollte der Landtag und mit ihm die Wahl beginnen. Neben dem officiellen Actenstück, das die Candidatur des holsteinischen Prinzen aufstellte, fand sich aber der folgende, eigenhändige Brief des Kanzlers Golowin, der nur sehr ausnahmsweise zur Feder zu greifen pflegte, und dieser Brief löste alle Zweifel Bestuschew's über den unerklärlichen Inhalt der Depesche. Er lautete wie folgt:

„Wenn Ew. Exc. auch gleichzeitig ein Rescript aus dem Ministerio erhalten, welches Sie anweist, der kurischen Ritterschaft einen holsteinischen Prinzen zum Herzog vorzuschlagen, so haben Sie doch den Ständen Kurlands die Wahl Sr. Durchlaucht des Fürsten Menschikow in Vorschlag zu bringen, da Hochderselbe hiesigen Orts eine Mittheilung darüber gemacht, die Stände des Herzogthums seien seiner Wahl nicht nur geneigt, sondern hätten direct ausgesprochen, sie wollten ihn zu ihrem Herzog machen. Sollte die Wahl des Fürsten aber der Religion wegen oder aus einem andern Grunde unterlassen werden, so haben Sie, nach Anweisung des ministeriellen Rescripts, den holsteinischen Prinzen in Vorschlag zu bringen.“

Bestuschew war durch diesen Brief keineswegs überrascht; bei seiner letzten Anwesenheit in Petersburg hatte ihm Fürst Menschikow, der allmächtige Günstling der Kaiserin Catharina, seine Pläne mitgetheilt. „Als ich 1711 nach Pommern reiste — hatte der Fürst erzählt — sprachen einige einflußreiche Edelleute mir gegenüber in Mitau ihren Wunsch aus, mich zum Herzog von Kurland zu machen; dem Grafen Flemming und anderen Würdenträgern des Warschauer Hofes ist diese Stimmung der kurischen Edelleute zu meinen Gunsten bereits bekannt — sie haben sich einstimmig für meine Erhebung ausgesprochen.“ Bestuschew wußte sehr wohl, daß Menschikow nicht der Mann war, dergleichen einmal ausgesprochene Pläne fallen zu lassen. Kaum hatte derselbe Kunde von den Schritten, die Moriz

unter königlich polnischer Regide unternommen, erhalten, so ließ er seinen Secretär Franz Wist kommen und dictirte ihm Briefe an Dolgorucki und Bestuschew. Zu dem ersteren Schreiben hieß es: „Er. Erlaucht sind mir immer ein wahrer Freund gewesen und bitte ich Sie darum dringend um Ihre Unterstützung, und rechne auf eine Empfehlung Ihrerseits an die polnischen Minister;“ gleichzeitig wurde Dolgorucki ermächtigt, Flemming und Szembel, für den Fall ihrer Unterstützung „beträchtliche Summen“ zu versprechen. Ein Brief ähnlichen Inhalts ging gleichzeitig an Bestuschew nach Mitau ab. Menschikow hatte sich aber nicht begnügt, seine Pläne den russischen Gesandten Kurlands und Polens privatim ans Herz zu legen. Er suchte sich des einzigen Mannes zu vergewissern, von dem er wußte, daß er neben ihm unabhängig und einflußreich dastand. Er wandte sich brieflich an seinen mächtigen Nebenbuhler, den Grafen Andreas Oftermann und bat ihn um seine Unterstützung, denn er wußte wohl, ohne den Beistand dieses Mannes würde die Sache nie mit energischer Betheiligung der russischen Diplomatie betrieben werden. Oftermann handelte mit gewohnter Umsicht und Feinheit; er hütete sich wohl davor, es mit dem Günstling der Kaiserin zu verderben, that aber keinen entscheidenden Schritt, um Menschikow's Wünschen Vorschub zu leisten, schrieb in der ganzen Angelegenheit nicht eine einzige Zeile, sondern übergab sie dem formellen Leiter der diplomatischen Angelegenheit, dem Kanzler und Grafen Golowkin, der, wie wir wissen, den oberwähnten Privatbrief für Bestuschew der officiellen Depesche beigelegt hatte. Außerdem sandte Menschikow zwei Agenten, die mit Geld und allen möglichen Empfehlungen reich versehen waren, nach Warschau und Mitau, den General Urbanowitsch in die polnische, den General-Adjutanten Zenterowitsch in die kurländische Hauptstadt.

Unterdessen waren die Verbindungen, die König August im Interesse seines Sohnes mit den Kurländern angeknüpft hatte, den argwöhnischen Blicken der polnischen Magnaten nicht entgangen. Mehrere Senatoren hatten sich direct an den König gewandt und ihn um Aufklärungen gebeten, denn im Senat war die Einverleibung Kurlands in die Republik, wenn auch stillschweigend, eine beschlossene Sache. August behauptete von nichts zu wissen und verwies die stürmischen Magnaten an seine Söhne. Die sächsische Camarilla bemühte sich vergeblich, jede Einmischung des Hofes zu verleugnen und die Herzogswahl des Grafen Moriz zu einem in Kurland entstandenen und von der dortigen Ritterschaft ausgebrüteten Plane zu machen. Die Polen aber ließen sich durch eine so plumpe Erdichtung nicht

mehr täuschen und drängten den König unablässig, den Kurländern durch ein eigenhändiges Schreiben jede eigenmächtige Herzogswahl aufs strengste zu untersagen und die Erledigung der Frage über Kurlands Zukunft bis zum nächsten allgemeinen Reichstag zu vertagen. Lange schwankte August; endlich gab er dem Drängen der nationalen Partei nach, unterschrieb den Befehl an die Kurländer, sandte denselben durch den Starost Tschopowski nach Mitau, gab diesem aber ohne Vorwissen der Minister die heimliche Weisung „der kurländischen Ritterschaft den Zusammentritt zu einer Landtagsversammlung zu gestatten.“ Weder der Kanzler noch der Vice-Kanzler ließen sich dazu gewinnen, diesem zweiten Brief das Kronstiegel beizudrücken. Moriz reiste endlich nach Wilna, um dort mit Hülfe des Hetmans Pozey, der, wie wir oben gesehen haben, die Absichten des Königs unterstützte, wenigstens die Beidrückung des litauischen Siegels zu erwirken. Ob Moriz diesen seinen Zweck erreicht hat, ist nicht bekannt geworden; das ganze Factum steht aber unleugbar fest und bietet einen charakteristischen Beitrag zur traurigen Geschichte der sächsischen Dynastie in Polen.

Während sich die Höfe von Warschau und Petersburg auf diese Weise zur bevorstehenden Wahl Schlacht rüsteten, war der Schöpfer des ganzen Plans, der Deputirte von Brackel, nach mehrjähriger Abwesenheit in Mitau erschienen und hatte bei dem zur Vorberathung zusammengetretenen Adelsconvent den einstimmigen Beschluß zu erwirken gewußt, den Grafen Moriz von Sachsen zum Herzog zu wählen und mit der Herzogin-Wittve zu vermählen. Gleichzeitig wurde beschlossen, einen allgemeinen Landtag zur Vollziehung der eigentlichen Wahl einzuberufen. Die Einberufung konnte verfassungsmäßig nur durch den regierenden Herzog oder den Regenten geschehen, da aber Niemand Lust hatte, die Einberufung durch den greisen Ferdinand, der immer noch in Danzig lebte, abzuwarten, so erließ der Oberrath im Namen des Herzogs das betreffende Actenstück, in welchem es unter Anderem hieß: „Auch hat der Herr Kriegskommissär Karp Uns im Namen des Hetmans von Litauen, dessen Beistand zur Aufrechterhaltung Unserer Rechte und Freiheiten, in's Besondere für die die Thronfolge betreffenden Angelegenheiten, verheißen.“ Sobald Herzog Ferdinand von diesem „Mißbrauch seines Namens“ Kunde erhalten hatte, erließ er einen Protest gegen das Verfahren des Oberraths und proponirte seinerseits seinen Neffen, den Landgrafen von Hessen-Cassel, zum Thronfolger und Erben der herzoglichen Domainen, ohne daß diese Erklärung des seinem Lande völlig entfremdeten Herzogs irgend welche Beachtung gefunden hätte.

Unterdessen erschien Moriz selbst in Mitau. In seiner Person sahen die Kurländer, wie wir wissen, ihre eigene Unabhängigkeit, die Verbürgung ihrer heiligsten, schwerbedrohten Interessen personificirt; darum begrüßten sie ihn mit dem wärmsten Enthusiasmus, und seine glänzende, im höchsten Grade blendende Erscheinung schien in der That das günstige Vorurtheil, mit dem er begrüßt worden war, zu rechtfertigen; sein heiteres, offenes Betragen, die stolze Zuversicht die er geblissentlich zur Schau trug, gewann ihm in kurzer Zeit alle Herzen. Er reiste von Schloß zu Schloß, von einem Ritterstz zum andern, überall starrte man die alten Brunnensäle aus, zog die schweren silbernen Trinkgeschirre aus verstaubten Schränken ans Licht und bereitete dem künftigen Herzog einen festlichen Empfang; die ehrwürdigen Porträts der Ahnen, die in den Schlachten Gotthard's und Jacob's gefochten hatten, schienen aus ihren schweren Rahmen mit Befriedigung auf die neue Generation zu blicken, die die überkommene Treue für das Vaterland und seine angestammte, reichprivilegirte Verfassung mit Entschlossenheit zu verfechten bereit schien und in Moriz's Heldengestalt die zukünftige Realisation ihrer patriotischen Wünsche zu sehen glaubte. Bestuhschew mußte fast täglich über die Fortschritte, die Moriz in den Herzen der kurländischen Edelleute machte, berichten. Unter diesen Umständen mußte es dem russischen Minister mehr wie bedenklich erscheinen, überhaupt irgend welche Schritte im Sinne seiner Instruction zu unternehmen. War es räthlich, des unbekanntem holsteinischen Prinzen oder des nur allzubekanntem Fürsten Menschikow einem Prätendenten, wie Moriz von Sachsen gegenüber nur Erwähnung zu thun? Die Herzogin Anna war zudem offenbar geneigt, den Plänen des liebenswürdigen französischen Marschalls Vorschub zu leisten; nach zweimonatlicher Ehe hatte die leidige Politik sie in die Dede eines schon 15 Jahre währenden Wittventhums verbannt, sie war der Einsamkeit in den Mauern ihres Mitauer Schlosses herzlich müde; hatte zwar ziemlich oft Petersburg und die Herrlichkeiten eines politisch und gesellschaftlich bewegten Hoflebens aufgesucht, war darum aber mit ihrer gegenwärtigen Lage in Kurland, in der sie sich unausgesetzt von russischen oder polnischen Diplomaten beobachtet wußte, um so unzufriedener und sah jetzt in dem erprobten Helden der Versailler Feste, dem jugendlich schönen und berühmten sächsischen Bewerber einen Erlöser aus der langweiligen, beschränkten und freudelosen Einsamkeit.

Der entscheidende Tag rückte immer näher heran. Schon eilten aus allen Ecken und Enden der Kirchspiele Kurlands die Deputirten zu der

hochwichtigen Landtagsversammlung nach Mitau und belebten die stillen Gassen der kleinen Residenz.

Den Mittelpunkt für alle Vorberathungen bildeten die drei einflussreichsten Oberräthe, v. d. Brügggen, von Keyserlingk und v. d. Brincken; das Haupt der patriotischen Partei, der dieses Mal die gesammte Ritterschaft angehörte, war aber Herr von Brackel, der Schöpfer der herrschenden, einzig rettenden Idee, um den sich Alles einmüthig sammelte. Bestusshew stand mit seinen beiden Candidaten ebenso isolirt da, wie der polnische Botschafter, Starost Schechopowski mit seinen, vom Senat beliebten Beglückungsplänen durch die Einverleibung Kurlands in die Republik. Am 28. Juni 1726 traten 40 Deputirte zum Landtage feierlich zusammen. Brackel eröffnete die Versammlung mit einer kräftigen Rede, in welcher er die bedenklichen Erscheinungen am politischen Horizonte schilderte, ausführlich über seinen leidigen Warschauer Aufenthalt berichtete, eine Uebersicht aller dort versuchten Mittel und Wege gab und der in athemlosen Schweigen dastehenden Versammlung endlich in der Person des sächsischen Grafen den einzigen möglichen und im höchsten Grade empfehlenswerthen Candidaten für den erledigten herzoglichen Thron vorschlug. Einstimmig wurde Moriz gewählt, eine Deputation begab sich sogleich zu ihm, um ihm die Würde eines herzoglichen Thronfolgers zu überbringen, eine andere wandte sich an die Herzogin-Wittve und trug ihr den lebhaftesten Wunsch der Ritterschaft vor, durch eine Heirath mit Moriz den alten Regentenstamm mit dem neugewählten zu verbinden. Die Herzogin erwiderte den Deputirten, wie ihre Entscheidung von der Einwilligung Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland abhängig sei, wandte sich aber gleichzeitig in einem Briefe an den Grafen Ostermann und bat ihn, die Kaiserin zu einer der Heirath mit dem neugewählten Herzog günstigen Entscheidung zu vermögen. Gleichzeitig wurde ein Actenstück über die Wahl des Grafen zum Herzog von Kurland und Semgallen abgefaßt, in welchem es hieß: der Oberrath und die Ritterschaft hätten in Erwägung des bevorstehenden Erlöschens des Kettler'schen Regentenstammes den Grafen Moriz und seine männliche Descendenz zum Nachfolger Ferdinand's ansersehen u. s. w. Ein Exemplar dieser Wahllacte, die in ihrem vollständigen Texte sämmtliche Punkte der angestammten Verfassung enthielt, wurde dem Grafen zur Unterschrift vorgelegt, zwei andere Exemplare wurden zur Einholung der Bestätigungen durch Deputationen nach Warschau und Petersburg gebracht. Ehe diese Deputation aber nur in Petersburg eintraf, hatten sich hier schon drohende Wolken über Kurland

zusammengezogen. Menschikow hatte durch seine Agenten von der völligen Ausichtslosigkeit seiner Candidatur Kunde erhalten und den Berichten Bestufshew's entnehmen zu können geglaubt, daß dieser die ihm übertragene Befürwortung nur lässig betrieben und die Wahl des sächsischen Bewerbers mit nicht allzu ungünstigen Augen angesehen haben möchte. Bei seinem fast unbegrenzten Einfluß auf die Kaiserin, war es Menschikow ein Kleines gewesen, die unverzügliche Abberufung des Fürsten Dolgorucki aus Warschau zu bewirken, diesen nach Petersburg zu berufen und mit einer außerordentlichen Mission nach Mitau beordern zu lassen. Nur ungeru hatte Dolgorucki von Warschau, seinen gastfreien Polen und schönen Polinnen Abschied genommen und war Tag und Nacht durch nach Petersburg geeilt. Hier angekommen, ließ man ihm kaum Zeit, seine Frau, von der er seit Jahren getrennt gewesen war, zu begrüßen; unverzüglich mußte Dolgorucki nach Mitau eilen, um zu sehen, ob sich noch irgend etwas zu Gunsten Menschikow's unternehmen ließe. Früh Morgens langte er in Mitau an und ließ den Landtagsmarschall von Sacken sogleich zu sich bitten; noch an demselben Vormittag erschien derselbe mit zwei Deputirten, Medem und Henning. Dolgorucki erinnerte diese Vertreter der kurländischen Ritterschaft daran, daß nur russischer Beistand die Einverleibung und Zerstückelung Kurlands bisher abgewandt habe, das Herzogthum auch im Falle einer mit der russischen Politik übereinstimmenden Herzogswahl auf die fernere Unterstützung der kaiserlichen Regierung rechnen könne. „Ich höre, fuhr der russische Diplomat fort, daß der Landtag soeben zusammengetreten ist und habe den Auftrag, die Ritterschaft zu befragen, ob sie nicht ihre bisherige Entscheidung rückgängig zu machen oder zu vertagen bereit sei, da die russische Regierung in dem Fürsten Menschikow und einem holsteinischen Prinzen ihre Candidaten für die herzogliche Würde vorzuschlagen gedenkt.“ „Die Thätigkeit des gegenwärtigen Landtags und seine bereits gefällte Entscheidung, erwiderte Sacken, ist auf dem Boden des uns verfassungsmäßig zustehenden, von Polen bestätigten und russischer Seits garantirten Rechts begründet. Wir hätten nicht ermangelt, vor Vollziehung der Wahl die Meinung von Ihrer Majestät Regierung, die bisher den freundschaftlichsten Antheil an Kurlands Geschicken genommen hat, einzuholen; der König von Polen, unser rechtmäßiger Souverain hat aber strengstens alle Verhandlungen mit ausländischen Mächten in Sachen der Wahl verboten. Uebrigens ist gleichzeitig mit der Meldung an den König von Polen auch eine Deputation an Ihre Kaiserliche Majestät abgegangen, um die Bestätigung der großmüthigen

Bundesgenossin Kurlands für den erfolgten Landtagsbeschuß einzuholen, eine Umänderung desselben ist im gegenwärtigen Augenblick also völlig unmöglich.“ „Mit welchem Recht, wandte Dolgorucki ein, hat der Landtag bei Lebzeiten des regierenden Herzogs schon an die Wahl eines neuen Herzogs gedacht? Ich komme aus Warschau und weiß sehr wohl, daß weder der König noch der Senat diesen Schritt billigen können, noch die Ritterschaft zu einem solchen bevollmächtigt ist.“

Die Frage war kategorisch genug gestellt, um die Deputirten in Verlegenheit zu setzen; Sacken erwiderte daher in nachgiebigem Tone, die Ritterschaft versehe sich einer geneigten Beurtheilung ihrer Handlungsweise seitens des Königs, hoffe auf eine günstige Aufnahme der Deputation, die nach Warschau abgegangen und auf baldige Bestätigung der Wahlacte. Die Einwilligung der russischen Kaiserin würde vielleicht dadurch bewirkt werden, daß die an sie abgesandte Deputation gleichzeitig eine Vermählung des Grafen mit der Herzogin Anna als allgemeinen Wunsch des Landes erbitten würde. Was die von der russischen Regierung in Vorschlag gebrachten Candidaten anlange, so gehöre der Fürst Menschikow weder der deutschen Nation an, noch sei er sonst geeignet, der holsteinische Prinz aber zur Zeit ein erst dreizehnjähriger Knabe. Das Gespräch mit Sacken hatte Dolgorucki davon überzeugt, daß auch im besten Falle nur sehr wenig für eine gütliche Durchführung der Wünsche Rußlands zu hoffen sei; er conferirte noch an demselben Tage mit dem Landhofmeister v. d. Brücken und dem Kanzler Keyserlingk; von beiden erhielt er indessen dieselben Antworten, die der Landtagsmarschall von Sacken gegeben hatte. Um vollends in seinen Entschlüssen beirrt zu werden, erhielt der Fürst zwei kaiserliche Rescripte, die beide vom 23. Juni datirt waren und dennoch im directesten Widerspruch zu einander standen: das eine befahl dem russischen Gesandten, unter allen Umständen die Candidatur Menschikow's aufrecht zu erhalten, das andere schrieb ihm für den Fall, daß die Wahl des holsteinischen Prinzen sich nicht durchsetzen lasse, vor, die beiden Prinzen von Hessen-Homburg, die im russischen Heere dienten, in Vorschlag zu bringen. Dolgorucki's Verstimmlung stieg aufs höchste; man stellte in Petersburg alle möglichen Candidaten auf, gab nicht einmal an, welcher von ihnen durchzusetzen sei und ließ gänzlich außer Acht, daß es unter den obwaltenden Umständen fast unmöglich schien, auch nur einem dieser Herren irgend welchen Erfolg zu sichern. In dieser Noth erhielt er plötzlich die Nachricht, Menschikow sei in dem nur wenige Meilen entfernten Riga eingetroffen; augenblicklich

brach Dolgorucki dahin auf, um mit dem mächtigen Günstling der Kaiserin selbst zu conferiren.

Gleichzeitig mit dem russischen Gesandten verließ eine andere kleine und unscheinbare Kalesche, mit herabgelassenen Vorhängen Mitau; sie schlug denselben Weg ein, den der Fürst genommen hatte und rollte auf der sandigen Poststraße durch magere Nadelwälder der alten Hansestadt zu; der Wagen fuhr aber nicht in die Stadt selbst, sondern hielt auf dem rechten Dünanfer, in der sogenannten Mitauer Vorstadt. Zwei Damen in Reisekleidern verließen das unscheinbare Gefährte — die eine war die Herzogin-Wittwe Anna Zwanowna von Kurland und Sengallen, die andere ein Hoffräulein, das den einzigen Schutz seiner Herrin ausmachte; die Herzogin hatte sich heimlich nach Riga aufgemacht, um mit Menschikow zu unterhandeln und möglicherweise durch ihn die ersuchte Verbindung mit dem liebenswürdigen Sachsen durchzusetzen. Menschikow schildert seine Unterredung mit Anna in dem beifolgenden, höchst interessanten Brief an die Kaiserin:

„Am 28. Juni erhielt Ihre Kaiserl. Hoheit, die Großfürstin Anna, von meiner Ankunft in Riga Kunde, begab sich in Begleitung eines einzigen Fräuleins und in einfacher Kalesche auf die Reise und hielt jenseits der Düna in einer Vorstadt Riga's an, sandte einen Bedienten zu mir und ließ mir durch diesen mittheilen, sie wünsche mich zu sprechen. Ich erschien sogleich in Ihrer Kaiserl. Hoheit Wohnung, und begann Hochdieselbe, nachdem sie alle Zeugen entfernt hatte, ohne weitere Einleitung von den kurländischen Angelegenheiten zu reden und an mich unter Thränen die Bitte zu richten, ich möchte bei Ew. Kaiserl. Majestät die Bestätigung des Grafen von Sachsen in der kurlischen Herzogswürde und die Erfüllung des Wunsches Ihrer Kaiserl. Hoheit, mit selbigem Grafen in die Ehe zu treten, befürworten. Mit Bescheidenheit erwiderte ich, wie Ew. Kaiserl. Majestät aus wichtigen politischen Rücksichten die Wahl des Grafen Moriz nicht zu bestätigen geruht hätten, derselbe auch als Sohn einer Maitresse im Fall einer Verheirathung mit Ihrer Kaiserl. Hoheit Hochder selben und dem gesammten Staate nur zum Schimpf gereichen könne. Nachdem Ihre K. H. diesen meinen Einwand angehört hatte, beschloß Hochdieselbe ihre bisherige Absicht aufzugeben und wünschte nunmehr, ich möchte nach Kurland gehen, damit sie in Bezug auf ihre Domainen ruhig sein könne; im Fall Jemand anders gewählt würde, sei sie nicht sicher, ob man mit ihren Gütern rechtlich verfahren und das höchst ihr zustehende Wittwengehalt auszusahlen fortfahren werde.“

Die Unglaublichkeit der Schilderung, die der russische Günstling von seiner Unterredung mit Anna entwirft, liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Ausführung. Die angebliche Meinungsänderung der Herzogin, wie sie der Schluß des obigen Briefes andeutet, war eine reine Erfindung Menschikow's, durch welche er seine Pläne auf den Herzogshut, denen man, wie er wohl wußte, in Petersburg nie sehr geneigt gewesen war, unterstützen wollte. Oftermann nahm sich, wie wir gesehen haben, der Sache auch nicht im Geringsten an, Golowkin hatte zwar durch den angeführten Privatbrief Bestushev eine Mittheilung gemacht und später dem Fürsten Dolgorucki eine derartige, freilich durch eine zweite Depesche neutralisirte Instruction zukommen lassen, das war aber auch Alles, wozu sich die leitenden Männer der Regierung verstanden hatten; Menschikow wußte wohl, daß man seine Candidatur mehr duldete als besörderte, und daß es ihm nur sehr schwer möglich sein würde, seine Privat-Interessen mit denen der russischen Regierung solidarisch zu verbinden.

Bald nach Anna's Abreise und Dolgorucki's Ankunft in Riga reiste Menschikow, wahrscheinlich ohne daß die Herzogin nur mit einer Silbe von ihren bisherigen Wünschen abgegangen war, mit diesem nach Mitau und ließ die sämtlichen kurländischen Ritterschaftsdeputirten zu sich bescheiden. Nach einigem Zögern versammelten sich 16 derselben, unter ihnen auch der Kanzler Keyserling. Menschikow erschien und redete sie mit finsterner Miene und in barschem Tone an; er war nicht gewohnt mit unabhängigen Männern, die er als seines Gleichen ansehen mußte, zu verkehren und verstand sich darum nur auf die Sprache höfischer Schmeichelei oder ungeschliffenen Hochmuths; er drohte den Kurländern sogleich mit Besetzung des Landes durch eine russische Armee und mit Verschickung nach Sibirien; er wußte nicht, daß er einzig und zuerst unter allen Anwesenden vom Geschick dazu bestimmt sei, die schneebedeckten Einöden Beresows kennen zu lernen!

Die Kurländer waren in einer üblen Lage. Mit Polen hatten sie es zum guten Theil schon verdorben, der Bruch mit Rußland stand vor der Thür; sie blieben aber fest entschlossen, ihr Recht mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu wahren; sie waren die Schwächeren und griffen darum zur List und zu Ausflüchten; sie erbaten sich vor allen Dingen Bedenkzeit, und am Morgen nach der ersten Conferenz mit Menschikow erschienen Keyserling und Brügggen bei demselben und erklärten ihm, sie seien bereit „die Ritterschaft von den Wünschen, die der Fürst ausgesprochen, in Kenntniß

zu sehen.“ Dieses war der Wortlaut einer vieldeutigen Erklärung, für die Keyserlingk längst eine Auslegung bereit hielt, an die Menschikow, der überhaupt kein großer Diplomat war, niemals auch nur entfernt gedacht hatte. Für den Augenblick war das Interesse des Fürsten durch die Aussicht auf ein persönliches Zusammentreffen mit Moriz, der eben in Mitau anwesend war, aufs höchste gespannt.

Moriz erschien wirklich in der Wohnung des russischen Feldmarschalls, lange Zeit maßen sich die beiden Nebenbuhler mit den Blicken und in der That bot die Erscheinung beider Männer einen merkwürdigen Gegensatz dar. Menschikow, der ergraute Feldmarschall Peter's des Großen, der die Schlacht bei Poltawa schon als Befehlshaber mitgemacht hatte, sah sich einem Pariser Elegant gegenüber, der zwar nur ein militärischer Dilettant, doch aber ein beliebter Marschall der französischen Armee war. Die Unterhaltung wurde durch einen Dolmetscher geführt und ist, wenigstens in ihrem ganzen Umfang, niemals bekannt geworden. Die Biographen des Grafen erzählen, als dieser mit Menschikow einen Augenblick allein geblieben sei, habe Menschikow ihn gefragt, mit welchen Mitteln er sein Recht zu behaupten gedenke. „Ist das Recht auf meiner Seite, so wird es sich selbst behaupten,“ war die eines französischen Marschalls vollkommen würdige Antwort. Eine Einigung der beiden feindlichen Elemente fand selbstverständlich nicht statt; Moriz's Vorschlag, die Sache durch einen ritterlichen Zweikampf anzumachen, wurde von Menschikow abgelehnt. Die materiellen Mittel, die Moriz zu Gebot standen oder auf die er sich Hoffnung machen konnte, waren allerdings sehr zweifelhafter Natur. An eine Unterstützung Polens, das immer noch den Gedanken einer baldigen Einverleibung und Zerstückelung Kurlands festhielt, war nicht zu denken; der persönliche Beistand des Königs war ein ohnmächtiger und konnte sich höchstens auf heimliche Rathschläge beschränken; zudem hatte Ferdinand, der nominelle Regent Kurlands, aus seiner Danziger Einsamkeit einen Protest gegen die Zusammenberufung des Landtags und jede von demselben willkürlich unternommene Wahl erlassen. Die Geldmittel, über die Moriz zu verfügen hatte, waren mehr als dürftig; er hatte sich daher an seine Pariser Freunde gewandt und sie gebeten, ihm Geld zur Thronbesteigung und zum Antritt seiner neuen Würde vorzuschießen. Wahrscheinlich mit geheimer Unterstützung der französischen Regierung, eröffneten die zahlreichen Gönner des in Paris allgemein bekannten Marschalls eine Subscription, an der sich die gesammte Aristokratie betheiligte, und um deretwillen Adrienne Lecouvreur, die große

Schauspielerin des Théâtre français, und Geliebte des Grafen ihren Diamantenschmuck für 40,000 Fr. verpfandte. Die durch diese Beiträge erzielte Summe wurde zur Anwerbung einer Armee für den neuen Herzog verwandt; das Hauptquartier der Werber war Lüttich und es gelang denselben eine Armee von 1800 Mann aus aller Herren Ländern zusammenzubringen; in Lübeck sollte dieses zusammengewürfelte Armee-corps sich einschiffen, um in Kurland zu landen; ehe die Werbeoffiziere aber ihre Rekruten nur nach Lübeck gebracht hatten, war die Hälfte der neugeworbenen Armee bereits desertirt und ein Rest von 800 Mann war Alles, was der kühne Präbident unter seine Fahnen führen konnte, wenn es ihm gelang in diese zusammengelaufene und buntscheckige Truppe Ordnung und Disciplin zu bringen.

Der Stand der kurischen Angelegenheiten hatte indessen in Warschau ein sehr trübes Ansehen bekommen; die Entrüstung der Magnaten war unbeschreiblich, seitdem man Kunde von den Vorgängen und der verpönten Herzogswahl in Mitau erhalten hatte; der Kronkanzler Szembek sandte einen Courier mit der Mitauer Kenigleit an den Primas, einen persönlichen Feind des Grafen, und lud diesen Prälaten und andere polnische Würdenträger ein, sogleich nach Warschau zu eilen. Der in die Enge getriebene König schwor bei allen Heiligen, daß er die Hand nicht mit im Spiele habe und den Plänen seines Sohnes fremd sei; die sächsische Camarilla sah mit Besorgniß, daß ihre Lage und die ihres königlichen Herrn von Tag zu Tag unerträglich wurde.

Menschikow betrieb Alles, was immerhin möglich war, um wenigstens in Kurland selbst einige Aussicht für die Realisation seiner Wünsche zu gewinnen; Berichte seiner Petersburger Freunde hatten ihn in Kenntniß davon gesetzt, daß selbst sonst ihm geneigte Personen von der Herzogswahl des alten Feldmarschalls nichts wissen wollten und auf keinerlei thätige Unterstützung der Minister zu rechnen sei; die officiellen Rescripte der Kaiserin, die noch gegenwärtig vorliegen, warnten den ungestümen Freund Peter's des Großen vor einem Zerwürfniß mit Polen, ratheten ihm nur nach vorangegangener Berathung mit Dolgorucki handelnd einzugreifen, hielten die Einberufung eines neuen Landtags für unzweckmäßig und den russischen Interessen durchaus nicht förderlich; ein Rescript vom 10. Juli verlangte endlich die Rückkehr Menschikow's nach St. Petersburg, und schlug ihm sein Begehren, „eine russische Division unter dem General Bock in Kurland einrücken zu lassen,“ völlig ab; vergeblich hatte der Feldmarschall alle seine Aussichten im rosigsten Licht dargestellt, von der Bereitwilligkeit

der Ritterschaft u. s. w. prächtige Schilderungen nach Petersburg gesandt; die Regierung ließ sich nicht beirren und verweigerte jede weitere Unterstützung. Die Deputirten Kurlands hatten ihrem Menschikow gegebenen Versprechen gemäß ein Circular an die Glieder der kurländischen Ritterschaft erlassen, in welchem sie dieselben von den Wünschen des Fürsten Menschikow, ein neuer Landtag möchte einberufen und der bisherige Beschluß umgeworfen werden, einfach in Kenntniß setzten, ihre Gründe gegen das Begehren des Fürsten aufstellten und mit der einfachen Phrase schlossen: „Solches bringen hiemit zu Ihrer Kenntniß;“ von der Einberufung eines neuen Landtags war auch nicht entfernt die Rede, die Glieder der Ritterschaft waren nicht einmal zu einer Meinungsäußerung aufgefordert worden.

Menschikow war während des Erlasses dieses Circulars nach Riga zurückgekehrt und Dolgorucki, der die Verhandlungen des Feldmarschalls mit den Deputirten nur aus den Mittheilungen des Ersteren kannte, war nicht wenig erstaunt, als ihm das verheißene Actenstück zu Gesicht kam; er speiste an demselben Tage, an dem es erschienen war, mit dem Kanzler Keyserlingk bei der Herzogin, es gelang ihm aber nicht, das sonst zuvorkommendste Glied jenes stolzen herzoglichen Oberraths zu irgend neuen Concessionen zu vermögen; Dolgorucki fuhr nunmehr zu dem hochbetagten Landhofmeister v. d. Brincken, der wegen Altersschwäche nie das Zimmer verließ, aber noch im vollen Besitze seiner geistigen Kräfte und seiner ungebrochenen Energie war; weder durch Drohungen noch durch Bitten ließ der greise Staatsmann sich zu dem Versprechen bewegen, einen neuen Landtag einzuberufen. „Das ist unsern Rechten und Gewohnheiten zuwider,“ war die feste Antwort, „gäbe ich zu einem solchen Schritt meine Einwilligung, so verdiente ich exemplarisch bestraft zu werden.“ Fernere Schritte, die bei dem Landmarschall von der Brüggen versucht wurden, waren von gleicher Erfolglosigkeit. Dolgorucki war zufrieden auch nur einen Aufschub für die Versendung der zum Theil noch unversandten Exemplare des Circulars erlangt zu haben und schrieb in völliger Rathlosigkeit dem Feldmarschall nach Riga: „Was soll ich thun?“ Die Antwort auf diese Frage war ein in den härtesten Ausdrücken abgefaßter Brief Menschikow's an den Grafen Keyserlingk, in welchem er dem Oberrath vorhielt, eine sofortige Zusammenberufung des Landtags in Aussicht gestellt zu haben und falls eine solche nicht noch bewerkstelligt würde, mit den empfindlichsten Folgen drohte. Dieses Schreiben war Dolgorucki zur Uebergabe an die Adresse übersandt; der seine Diplomatie, der die Verkehrsformen mit Meisterschaft beherrschte,

sah ein, daß sich ein solcher Brief auf keine passende Weise übergeben lasse und erwiderte dem Fürsten, seiner Ansicht nach könne der verletzende Ton, der angeschlagen worden, nur dazu dienen, die Sache völlig zu verderben; auf Gewalt könne man es nicht ankommen lassen, nachdem die Kaiserin jede Mitwirkung russischer Truppen versagt hatte, Polen würde sich aber ein derartiges Auftreten gegen seine Untertanen in keinem Falle bieten lassen. Die Depesche, die diese Vorstellungen enthielt, sandte Dolgorucki noch in derselben Nacht durch den Privatsecretär des Feldmarschalls, den oben genannten Franz Wist, nach Riga an diesen ab, indem er hinzufügte, Wist sei Zeuge des Starrsinns der Kurländer gewesen. Aber Menschikow war nicht der Mann dazu, vernünftigen Vorstellungen nachzugeben und bei halben Maßregeln stehen zu bleiben. Dolgorucki blieb nichts übrig, als die Deputirten zu einer Zusammenkunft in das Haus des alten Landhofmeisters Brinken zu bescheiden und ihnen hier mit innerstem Widerstreben die Erklärung Menschikow's vorzulesen; er forderte nochmals den Zutritt eines neuen Landtags, Abstimmung über die von Rußland proponirten Candidaten und drohte mit der vollen Ungnade seiner Monarchin. Die Kurländer hatten diese Erklärung schweigend angehört, man merkte ihnen aber wohl an, daß sie kaum noch ihren Unwillen zurückzuhalten vermochten; kaum hatte Dolgorucki mit der Vorlesung geschlossen, so forderten sie eine schriftliche Mittheilung des Gelesenen. Der Gesandte sah ein, wie kritisch die Folgen sein könnten, die seitens des polnischen Senats hereinschlagen würden, wenn derselbe von den Drohungen eines russischen Generals, Lehnsträgers der Republik gegenüber, Kunde erhielt; er versprach die gewünschte Uebersetzung für den folgenden Morgen, entschuldigte sich damit, keinen geeigneten Uebersetzer für die Uebertragung des russisch abgefaßten Menschikow'schen Schreibens zu haben und bat den Oberrath ihm einen solchen zuzuweisen; er wußte wohl, daß auf das betreffende Memoire bezügliche Klagen nöthigenfalls mit der Mangelhaftigkeit der Uebersetzung entschuldigt werden könnten. Am Morgen des folgenden Tages erschien der kurl. Secretär Beckmann und fertigte unter Beihülfe des erwähnten Wist, nach dessen Dictat die Uebersetzung an.

Die Politik der kurländischen Oberräthe ging darauf hin, vor allen Dingen Zeit zu gewinnen; sie wollten es nicht zu einem offenen Bruch mit Rußland kommen lassen, ehe die entscheidende Antwort in Warschau ausgesprochen war; sie erklärten sich deshalb bereit, gleichzeitig mit ihren Circulären auch eine etwanige Erklärung Dolgorucki's auszusenden zu lassen,

fügten aber hinzu, unter allen Umständen müßten sie bei ihrer Weigerung verharren, von sich aus die Deputirten zu einem neuen Landtag einzuberufen.

Dieses energische und doch klug-gemäßigte Verfahren der Leiter der kurländischen Politik reizte aber Menschikow's Herrschergefühle noch mehr; am liebsten wäre es diesem gewesen, durch das Einrücken eines russischen Armeecorps allen Widerseßlichkeiten ein Ende zu machen. Dolgorucki war keineswegs ein Politiker mit feinerem Rechtsgefühl, eine militärische Invasion schien ihm aber aus den verschiedensten Gründen verwerflich zu sein, die persönliche Verantwortlichkeit eines offenen Bruchs mit Polen zu übernehmen widersprach gleichzeitig seinen Neigungen und seiner Politik; in einer Depesche vom 8. Juli erklärte er darum dem Ministerium, wie der Oberrath sich aller Wahrscheinlichkeit nach nur dann zur Einberufung eines neuen Landtags verstehen würde, wenn ihm „das Messer an der Kehle sitze,“ er selbst sich aber von einer derartig erpreßten Gefügigkeit keinerlei dauernden Vortheil versprechen könne.

Unterdessen hatte Moriz sich in einem Brief an den Grafen Ostermann über Menschikow's willkürliches, unberechtigtes Verfahren beschwert, namentlich dessen Drohung, die Oberräthe, wenn sie sich ihm nicht fügten, nach Sibirien zu schicken und Kurland mit russischen Truppen zu besetzen, erwähnt und seine Note mit den Worten geschlossen, „bei der gegenwärtigen Lage Europas bedürfe es nur eines Funken, um einen Weltbrand heraufzubeschwören.“ Die Anzeichen eines solchen schienen in der That nicht mehr fern zu sein; Bestushev-Rjumin, Dolgorucki's Vorgänger in Mitau und sein Nachfolger in Warschau, berichtete aus der polnischen Hauptstadt, daß die dortige Regierung in den schärfsten Ausdrücken Aufklärung über des Feldmarschalls Betragen in Mitau verlange. Aber in Petersburg wollte man es auch nicht zum Aeußersten kommen lassen; Feinde Menschikow's benutzten die Abwesenheit des gefürchteten Günstlings, um gegen ihn zu schüren, nach einigen Nachrichten soll sogar vom Sturz und der Verhaftung des sonst Allgewaltigen die Rede gewesen und letztere nur durch den Einfluß des Grafen Bassewitz hintertrieben worden sein. Durch ein Rescript vom 10. Juli wurde Menschikow befohlen augenblicklich nach Petersburg zurückzukehren und auch Dolgorucki sollte, „um durch seine fernere Anwesenheit in Mitau keinen Verdacht zu erregen,“ in die Residenz zurückkehren.

Es fiel Menschikow schwer genug der Macht der Verhältnisse zu weichen; in Petersburg ging er Aufsitzen der peinlichsten Art entgegen, denn das Verfahren der Kurländer hatte des Fürsten früheres Rühmen gegen die

Kaiserin, „seine Wahl sei in Kurland allgemein gewünscht worden,“ in eckantester Weise Lügen gestraft; er versuchte zwar nach Kräften sein Misgeschick auf die Ungunst inzwischen eingetretener Verhältnisse zu schieben, Bestuschew's Passivität anzuklagen und gegen diesen selbst gerichtlich einzuschreiten, aber er wollte dennoch versuchen, vor seiner Abreise einen entscheidenden Schritt zu wagen: auf sein Geheiß wurde Moritz's Wohnung in Mitau von 800 Soldaten an einem dunkeln Abend umzingelt, um den Grafen gefangen zu nehmen; bei Zeiten von diesem beabsichtigten Ueberfall in Kenntniß gesetzt, setzte der ritterliche Marschall sich mit seiner nur 60 Mann starken Umgebung zur Wehr, die im Dunkel heranziehenden Russen wurden von einer wohlgezielten Salve empfangen, es entspann sich ein heftiges Gefecht, der Generalmarsch könnte durch die Straßen der erschreckten Stadt und der Kampf drohte eine größere Ausdehnung zu nehmen, als die von der Herzogin abgefandte herzogliche Leibwache auf dem Kampfsplatz erschien und nach einem kurzen Handgemenge die Kämpfer trennte, die Russen zogen sich mit Hinterlassung von 16 Todten und 60 Verwundeten zurück.

Die französischen überall verbreiteten Berichte gaben an, dieser Ueberfall sei am 17. Juli, am Abende vor der Abreise Anna's nach Petersburg, versucht worden; Dolgorucki's Berichte erwähnen des Vorfalles nicht, weil der russische Gesandte es wahrscheinlich nicht für gerathen hielt, Menschikow's Stellung durch die Kunde von einem solchen Gewaltact zu verschlimmern.

Am 21. Juli traf Menschikow in Petersburg ein und versuchte, seinem Unmuth über das gänzliche Scheitern seiner ehrgeizigen Hoffnungen dadurch Luft zu machen, daß er Bestuschew und dessen Secretäre zur Rechenschaft ziehen und den Deputirten von Brackel und den Kriegs-Commissär Karp nach Petersburg schleppen ließ. Bestuschew wurde zwar aus Warschau abgerufen, wußte sich aber gegen alle Beschuldigungen und Verleumdungen des aufgebrachten Feldmarschalls zu rechtfertigen. Dolgorucki lebte noch einige Tage in völliger Isolirung und Unthätigkeit in Mitau, klagte seinen Freunden, es bedürfe nur noch eines eisernen Gitters, um sein Hötel zum Gefängniß zu machen, verließ am 20. Juli, nachdem er dem Secretär Wist alle diplomatischen Angelegenheiten übergeben hatte, auf Kaiserl. Befehl Mitau und ging nach Petersburg, um Menschikow die üble Rolle, die dieser ihm zugewälzt hatte, heimzugeben.

Auf die rege Thätigkeit der russischen Diplomatie in Mitau und Warschau folgte eine Zeit der Apathie; wir müssen den Leser darum bitten,

uns nach Grodno zu folgen, wo sich der gesammte litauische und polnische Adel zur Eröffnung des Reichstages einzufinden begonnen hatte.

Die Einflüsse des 18. Jahrhunderts, die von Spanien bis in die eisigen Berge Schwedens hin fühlbar wurden, schienen an Polen spurlos vorübergehen zu wollen. Wie die französischen Moden es in diesem Lande nicht vermocht hatten, den nationalen Schmürrock und die pelzverbrämte Magnatenmütze zu verdrängen, so fanden auch die von Frankreich ausgegangenen Ideen der Aufklärung, der religiösen Toleranz und staatlichen Centralisation in der von Aristokraten und Prälaten beherrschten Sarmaten-Republik, keinen Eingang. Während im westlichen Europa selbst das gesunde ständische Wesen der Zeitrichtung erliegen und dem durch den Zeitgeist herbeigeführten „liberalen Despotismus“ Platz machen mußte, bildete sich die verrottete polnische Verfassung in ihrer vollen Widerständigkeit immer schärfer aus; was im übrigen Europa geschah, sollte auf Polen nur einen negativen Einfluß haben; kein europäischer Staat bedurfte mehr wie dieser, einer zeitgemäßen, auf Kräftigung der Staatsgewalt hinzielenden Umgestaltung, alle Politiker jener Zeit waren in der Ueberzeugung einig, die bisherige Form der polnischen Regierung müsse diese geistreiche, freisheitsdurstige und tapfere Nation in kürzester Zeit zu Grunde richten. Aber die Polen selbst waren mit Blindheit geschlagen. Die in zahlreiche, meist feindliche Fractionen gespaltene Aristokratie war in dem einen Grundsatz, „von der eigenen Macht nichts zu Gunsten der Regierung aufzuopfern,“ völlig einig. Die Palatine und Wojewoden waren fest entschlossen, auf ihren Schlössern und Burgen unabhängige Herrscher über das leibeigene Volk zu bleiben; die weiten Ebenen der Weichsel und des Niemen waren nur schlecht angebaut, eine arme Landbevölkerung führte in schmutzigen Hütten ihr verkümmertes Dasein, in den verhältnismäßig wenigen Städten suchte man vergeblich nach einem kräftigen und betriebsamen Bürgerstande, der hohe und niedere Adel war der einzig herrschende Stand und wollte neben sich keine Macht aufkommen lassen; in seiner Mitte bildeten sich täglich neue Parteien, alle liebten das Vaterland, schwärmten für die Freiheit, glühten vor Enthusiasmus und Tapferkeit, aber in keiner war wirkliche, ernste Staatsweisheit und besonnene Mäßigung zu finden. Die polnischen Adelsfractionen verdienten nicht einmal den Namen politischer Parteien; die reichsten und einflussvollsten Edelleute suchten ihre ärmeren Standesgenossen durch Gastfreundschaft und Freigebigkeit an sich zu fesseln, machten besonders vor Eröffnung der Reichstage offene Propaganda und überboten ein-

ander dann in glänzenden Festen und prunkenden Aufzügen; so gab es z. B. zu der Zeit, von der wir reden, eine Fraktion des Primas, eine der Sapieha's, eine andere der Potocki's, eine vierte der Radziwill's, u. s. w.; in keiner handelte es sich aber um die Durchführung eines Princips oder eines staatlichen Systems, in jeder von ihnen war nur von Personen und persönlichen Interessen die Rede und darum überlebte eine solche „Partei“ nur in Ausnahmefällen ihren Begründer, vielmehr schuf jeder Regierungswechsel, jeder neuem berufene Reichstag, neuen Zwiespalt und neue Coterien.

In den ersten Tagen des Septembers 1726 strömte der Adel aus allen Gegenden des Reichs nach Grodno zusammen; neben den vergoldeten Carrossen der Reichen und Vornehmen ritten ihre ärmeren, oft bedürftigen Partisane auf kleinen Pferden einher, ohne Gepäck und ohne Dienerschaft, in völliger Abhängigkeit von den stolzen Patronen, aber doch im Bewußtsein ihrer adeligen Würde und politischen Bedeutung. Am 10. September brach der König mit dem Hofstaate und denjenigen Ministern, die nicht in offener Opposition gegen ihn standen, von Warschau auf. Die Reise ging nur langsam und wurde von den häufigen Besuchen unterbrochen, die der König seinen Anhängern zu machen für rathsam hielt; bei dem Grafen Branicki z. B. wurde eine dreitägige Rast gemacht und jagte der schon betagte König wie in jungen Tagen durch die Wälder Bjalostok's hinter flüchtigen Hasen und Füchsen her, um die Abendstunden bei schäumendem Pokal und rauschendem Festlärm an der Seite seines gastfreundlichen Bassallen zu verbringen.

Bald nach der Abreise August's verließen auch die fremden Gesandten die Residenz, um sich nach Grodno zu begeben und an der Abhaltung der hier tagenden Reichsversammlung Theil zu nehmen; unter ihnen erfreute sich besonders Graf Rinski, Vertreter des deutschen Kaisers, eines bedeutenden Einflusses auf den König; neben ihm spielte der päpstliche Nuntius als Haupt der streng-katholischen Partei eine Rolle, isolirter stand der britische Resident Finch da, später englischer Gesandter in Petersburg, der die lebhaften Polen durch seine steife, vornehme Haltung oft verletzte; eine sehr peinliche Stellung hatte der Vertreter Kurlands, Herr von Rutenberg, den Niemand anhören mochte, gegen den die sonst gastfreien Sarmaten kaum die Formen der Höflichkeit beobachteten. Unabhängig von der russischen, in Warschau durch Bestuschew repräsentirten Legation, wurde Rußland in Grodno durch den Grafen Jaguschinski vertreten. Dieser Mann

gehörte einer damals völlig unbekanntem Familie an, hatte unter Peter's persönlicher Leitung seinen Weg gemacht und verbarg unter einer harmlosen und humoristischen Außenseite tiefe Verschlagenheit; von Natur heiter, täuschte er alle Welt durch ein treuherziges Auftreten und angenehme Manieren, war aber dabei ein geübter Beobachter, dessen Gewissen ebenso elastisch war wie sein Geist. Seine Instruction wies den russischen Reichstags-Gesandten an, vor allen Dingen der Einverleibung und Zerstückelung Kurlands in den Weg zu treten, jede Consolidirung der sächsischen Dynastie zu verhüten, gelegentlich Rußlands Candidaten für Kurland zu befürworten, endlich die Einsetzung des Grafen Moritz, dem die sächsische Hofpartei den Herzogshut aufsetzen wollte, und des polnisch gesinnten, von Ferdinand vorgeschlagenen Prinzen von Hessen-Cassel zu hintertreiben, wenn sich diese Zwecke aber nicht anders erreichen ließen, den Reichstag aufzulösen. Bekanntlich konnten die Reichstagsbeschlüsse aufgehoben werden, wenn nur ein Landbote im entscheidenden Augenblick sein „*Ne pozwalam*“ (Veto) rief. Der russische Diplomat mußte es sich also angelegen sein lassen, einige Reichstagsglieder für das russische Interesse zu gewinnen und so seine schwierige, in gleicher Weise die Interessen aller Parteien kreuzende Aufgabe zu lösen.

Jaguhinski traf am 16. September in Grodno ein und fand bereits den versammelten Reichstag vor; die Straßen der Stadt waren von den Reichstagsgästen überfüllt, überall sah man vergoldete Carrossen fliegen, hörte man Roffe stampfen und Säbel klirren. Der Adel vertrieb sich die Zeit bis zur Eröffnung der Verhandlungen mit Besuchen, Banketten und Bällen; hie und da wurden Vorberathungen abgehalten und Entschließungen gefaßt, überall schienen aber die ernstesten Interessen durch Beschäftigung mit Nebendingen, durch sorglosen Jubel, persönliche Angelegenheiten und Händel in den Hintergrund gedrängt zu werden.

Am 17. September fand die feierliche Eröffnung der Versammlung statt; schon früh versammelten sich die Minister, Senatoren, Prälaten und Landboten im königlichen Palast und geleiteten den König in die Jesuiten-Capelle, in der eine Gallamesse abgehalten wurde; nach Beendigung des Festgottesdienstes geleiteten die Reichstagsglieder den König feierlich in das Schloß zurück, beeiften sich selbst aber den Reichstag zu eröffnen. Zuwörderst begrüßte der Landboten-Marschall Graf Potocki die Versammlung mit einer Rede, in welcher er sich über die Vaterlandsiebe des Königs verbreitete, dessen väterliche Sorge für alle Unterthanen schilderte und die Versammlung aufforderte, Sr. Majestät nach altem Brauch feierlichst zu

bewillkommen; auf Potocki folgten andere Redner, von denen einige darauf antrugen, allem zuvor die Mandate der Landboten zu prüfen und zu bestätigen, andere aber Nebenfragen, wie die Klagen über hohe Salzpreise oder über die schlechte Finanzverwaltung zur Sprache brachten; so verstrich der ganze Tag und als das Hereinbrechen der Nacht die Versammlung auflöste, lag nicht ein einziger Beschluß vor. Genau derselbe Auftritt wiederholte sich am zweiten Tage: weder die Prüfung der Mandate, noch die Begrüßung des Königs, noch die Regelung der Salzpreise war gehörig discutirt oder gar votirt worden, als der Landbote Sokolnicki am dritten Tage die kurländischen Angelegenheiten in Vortrag brachte, gegen die Herzogswahl des Grafen Moriz protestirte und auf strenge Bestrafung der „Mitschuldigen“ des Grafen drang. Mit der bloßen Erwähnung Kurlands waren alle Leidenschaften wachgerufen, die Worte Sokolnicki's hatten sich „wie Süßigkeiten in einem Glase Wasser“ durch den ganzen Saal verbreitet und den ganzen Grimm der nationalen Partei gegen das unglückliche Herzogthum entfesselt. Jede Spur parlamentarischer Ordnung war gewichen, hundert Stimmen schrien gleichzeitig durcheinander, die einen forderten die augenblickliche Bestrafung des Verräthers Pozej, des erwähnten Hetmans von Litauen, andere verlangten, man solle den Beschuldigten erst verhören und dann urtheilen, wieder andere wollten die ganze kurländische Frage vertagt wissen und zuvor die Prüfung der Mandate und die Begrüßung des Königs vornehmen. Sechs Tage lang kam es einzig zu Händeln, Lärm und Tumult und mehr denn eine Faust hatte nach dem Säbel gegriffen, um durch ein summarisches Verfahren den Austrag der Sache zu bewirken. Jaguschinski war unermülich dabei thätig, die allgemeine Verwirrung in Permanenz zu erklären; sobald die Köpfe der Patrioten sich in dem Zustande gehöriger Erhitzung befanden und in ihrem Feueereifer drum und dran waren, die Einverleibung Kurlands zu votiren, fand sich irgend einer „unserer Freunde“ — wie Jaguschinski sie nennt — und vereitelte durch sein Veto die Resultate tagelangen Streitens und Berathens. Mit dem nächsten Morgen begann man dann sofort damit, die eben verworfenen Anträge mit neuen Motivirungen einzubringen, denselben Sturm und dasselbe Veto, wie am vorigen Tage hinauszubeschwören.

Der König konnte sich darüber nicht mehr täuschen, daß dem energisch ausgesprochenen Patriotismus des Adels nothwendig einige Concessionen gemacht werden mußten. Er entschloß sich, seinem Sohn den Befehl zur Abreise aus Kurland und sofortigen Herbeischaffung der Wahlkunde, die

vernichtet werden sollte, zu übersenden und den Kurländern gleichzeitig sagen zu lassen, sie sollten alle Hoffnung, den Grafen je an ihrer Spitze zu sehen, aufgeben. Diese Entscheidung wurde dem versammelten Reichstage mitgetheilt, entsprach jedoch den Forderungen der erbitterten Magnaten ebensowenig wie den Wünschen des russischen Gesandten, dem es vor Allem darauf ankam Zeit zu gewinnen und die Entscheidung der kurländischen Frage zu verhindern; russische Söldlinge und polnische Enthusiasten vereinigten sich bei der Verlesung der königlichen Erklärung darin, mit stürmischem Geschrei die Regierung des Verraths und des Einverständnisses mit den „Verräthern“ zu bezüchtigen und energische Maßregeln zu verlangen. Ein Landbote, Wisiecki mit Namen, machte den Reichstag darauf aufmerksam, daß Moriz, wahrscheinlich unter Zustimmung seines königlichen Vaters, zwar Mitau verlassen, auf dem Wege nach Grodno aber plötzlich umgewandt habe und wieder nach Kurland zurückgegangen sei. „Was kann der Grund dieser Sinnesänderung gewesen sein,“ fragte der Landbote zum Schluß seiner Rede, „ist es nicht augenscheinlich, daß auch jetzt noch geheime Beziehungen zwischen dem Grafen und den Verräthern in unserer Mitte, die sich zu den Werkzeugen seiner Wahl hergegeben hatten, obwalten?“ Ein ungeheurer Tumult war die Antwort auf diese stürmisch aufgeworfene Frage; ein Funke war in die mit Brennstoffen erfüllte Masse geworfen worden. Die Ultras der nationalen Partei forderten die sofortige Einverleibung des Herzogthums und setzten fest, Moriz solle augenblicklich nach Grodno vorgefordert und im Weigerungsfalle für infam erklärt werden, sein Leben „wie das eines Banditen“ der Pistole und dem Säbel jedes ehrenwerthen Patrioten preisgegeben sein. Dieser Beschluß war mit ungeheurer Majorität durchgegangen und die Patrioten hätten in ihrem ungezügeltsten Enthusiasmus die Einverleibung Kurlands durchgesetzt, wenn nicht „unsere Freunde“ den ganzen Plan dadurch vereitelt hätten, daß sie die Sache auf die Spitze stellten. Durch Jagushinski beeinflusst, erhob sich ein gewisser Lubenicki und trug darauf an, daß ein Actenstück über die geforderte Einverleibung in continenti abgefaßt und feierlichst bestätigt werden sollte; die Widerstimmigkeit dieser Forderung machte die unbesonnenen, dabei aber wohlmeinenden Patrioten Polens stutzen und gab den Gemäßigten Zeit und Veranlassung zu vermittelnden Vorschlägen; Lubenicki blieb aber starkköpfig bei seinen Anträgen, schrie und tobte, ja drohte endlich durch sein Veto den Reichstag aufzulösen und alle bisherigen Beschlüsse umzuwerfen. Wohl provocirte diese Aeußerung den Unwillen aller, in denen die Leidenschaft

noch nicht alles Nachdenken verdrängt hatte, mancher Säbel wurde gezückt wider die Brust des Verräthers und von vielen Seiten bedeutete man ihn, wenn er nicht nachgebe, würde er aus dem Fenster geworfen werden; aber es fehlte auch nicht an solchen, die das Recht eines ehrlichen Landboten, seine Meinung und sein männliches Velo ungefährdet aussprechen zu dürfen, gewahrt wissen wollten. . . . kurz, die Verwirrung hatte ihren Gipfelpunkt erreicht und ein Blutvergießen schien unvermeidlich zu sein, als der Marschall Potocki die Versammlung auflöste und sich zum Könige begab, um diesen zur Bestätigung des Beschlusses aufzufordern, nach welchem Moriz für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden sollte, wenn er sich nicht dem Reichstage stelle und die Wahlurkunde zur Vernichtung ausliefere. Der Kronkanzler Szembek, der Primas und der Bischof von Krakau unterstützten die Forderungen Potocki's und drängten den König zur geforderten Unterstützung; mit schwerem Herzen verstand August sich zu der letzteren, er wagte aber nicht dem Willen der Nation ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen, denn er mußte fürchten, die Nachfolge seines ältesten, legitimen Sohnes zu gefährden. Moriz war aber fest entschlossen, den Forderungen der polnischen Oligarchen nicht nachzugeben, er erwiderte seinem Vater in einem eigenhändigen Schreiben:

„Ich gehöre mir nicht mehr selbst an und kann mein den Kurländern verpfändetes Wort nicht zurücknehmen. Ich gehöre der Armee des allchristlichsten Königs an und bekleide in derselben eine höhere Charge; in dem Heere Frankreichs sind Niedrigkeit und Verrath aber unerhört, sie werden daselbst weder geduldet noch entschuldigt. Die Ehre, Sire, ist das Eigenthum jedes Mannes, für sie ist er allein verantwortlich; wenn ich den Gesetzen der Ehre nur für einen Augenblick ungetreu würde, so hätte ich nie mehr ein Anrecht auf die Gnade Ew. Majestät. Ich bin durch die einstimmige Wahl einer Ritterschaft zum Herzog gewählt worden, die seit Jahrhunderten durch ihre treue Anhänglichkeit an Polen bekannt ist, die nicht wenig zur Größe und Macht der Republik beigetragen hat und die auch jetzt nur den Wunsch hat, derselben treu zu bleiben und nur durch die äußerste Noth diesen Gefühlen entfremdet werden kann.“

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Brief der Reichsversammlung nicht mitgetheilt worden; er hätte einen Sturm hervorgerufen, im Vergleich zu dem die wilden Scenen, die wir oben schilderten, zu schwachen Vorspielen herabgesunken wären. Da Moriz aber nicht erschien und auch die der Vernichtung geweihte Wahlurkunde nicht beigebracht wurde, so er-

klärte man ihn in Folge des erwähnten Reichstagschlusses für „infam und einen Banditen“. Den russischen Anstrengungen gelang es nach vielen Kämpfen, eine für Kurland verhältnißmäßig günstige und wenigstens vertagende Entscheidung über seine Zukunft zu erwirken. Die Wahl des Grafen wurde zwar für nichtig erklärt, die formelle Vereinigung Kurlands aber bis zum Tode des Herzogs Ferdinand aufgeschoben; eine besondere Commission sollte die Untersuchung der widergeseklich unternommenen Wahl vornehmen und die Verfassung des Herzogthums einer Revision unterziehen, um die künftige Einverleibung und Zerstückelung in Palatinate vorzubereiten. Die Politik Rußlands dankte es Jaguschinski's Thätigkeit, daß vor der Hand die Selbstständigkeit Kurlands gewahrt und die allendliche Entscheidung über das Loos des unglücklichen Landes vertagt worden war, — man hatte mit einem Wort Zeit gewonnen, und das war unter den obwaltenden Umständen von unermesslichem Werth. Unterdessen war der für die Reichstagsthätigkeit bestimmte Zeitraum abgelauten; die Landboten waren ermüdet, ihre Mittel durch den bei Gelegenheiten solcher Art unvermeidlichen Aufwand erschöpft; am 31. October wurde der Grodnoer Reichstag feierlich geschlossen. Um 9 Uhr Morgens versammelten sich die Landboten und begaben sich sodann in die Senatsversammlung, in der sie den König und sein Gefolge vorfanden. Als alle Theilnehmer ihre Sitze eingenommen hatten, verlas Potocki nach eingeholter Zustimmung das Protokoll der von dem nun geschlossenen Reichstage beliebten Beschlüsse. Obgleich die Debatte über alle die sogenannten Constitutiones dieses Protokolls längst geschlossen war, dasselbe nur in Herzhählung der bereits bestätigten Beschlüsse bestand, so unterbrachen immerwährende Proteste, Einwände und Interpellationen den Vortrag des Marschalls; der Hunger zwang zu einigen Pausen, die Sitzung dauerte — *horribile dictu* — 22 Stunden, bis 7 Uhr des kommenden Morgens. Der alte, erschöpfte König, der auf das ihn umgebende Geräusch kein Gewicht zu geben schien, war mehrere Mal in seinem Sessel eingeschlafen; als die allgemeine Erschöpfung den Verhandlungen ein Ziel setzte, wandte der Reichstagsmarschall sich in einer Schlußrede an den König; der Kronkanzler Szembek antwortete im Namen des Monarchen, dann begab man sich in die Jesuitenkirche und mit Celebrirung eines Hochamts in dieser, Abhaltung eines feierlichen Dankgebets, war der Grodnoer Reichstag beschloffen. Seine Resultate waren nach allen Seiten hin negative, alle Parteien hatten sich gegenseitig an der Durchführung ihrer Pläne verhindert, keine etwas erreicht und nur

der russische Gesandte durfte mit einiger Befriedigung auf seine Thätigkeit zurückblicken.

Die Nachricht von der getroffenen Entscheidung des Reichstages machte in Kurland einen nachhaltigen Eindruck. Von dem wankelmüthigen Könige verlassen, blieb den Kurländern nur die Alternative, sich den Polen gegenüber einzig auf ihr gutes Recht und die kleine Armee ihres künftigen Herzogs zu stützen oder unter jeder Bedingung die freundlichen Beziehungen zu Rußland herzustellen und Moriz's Wahl aufzugeben. Der größte Theil der Ritterschaft war consequent genug, der früheren Entschliesung treu zu bleiben und in der Anhänglichkeit an den erwählten Herzog zu verharren: Brackel und der greise Landhofmeister v. d. Brincken blieben die Führer der Anhänger des Grafen, der sich nach dem Zeugniß des russischen Gesandten in kurzer Zeit die Liebe seiner künftigen Unterthanen erworben hatte und für ein Muster der Ehre und des guten Tons galt. Der Kanzler Keyserlingk und der Marschall Sacken lenkten dagegen zu einer Verständigung mit Rußland ein, denn sie sahen nur in dem Bunde mit dem mächtigen nordischen Nachbarn die Möglichkeit einer Erhaltung ihres Staatslebens. Der dritte Oberrath, v. d. Brüggen, stand unschlüssig zwischen diesen beiden Parteien. Nur einige wenige Anhänger fand der Agent des Herzogs Ferdinand, Koszcziusko, der zwar der Ritterschaft angehörte, als Katholik aber für eine völlige Unterwerfung unter die Entschliesung des Grodnoer Reichstags Propaganda zu machen versuchte und die Kurländer zu dem Glauben überreden wollte, Polen wünsche nur die Einmischungen fremder Regierungen durch Abschaffung der herzoglichen Würde abzuschneiden, würde im Uebrigen aber das Verfassungsleben der Provinz nicht gefährden. Die polnische Politik war aber Allen, die mit ihr in Berührung getreten waren, zu wohlbekannt, als daß solche Versicherungen Glauben gefunden hätten.

Moriz blieb seinen früheren Anschauungen getreu und benahm sich, wie man es von einem französischen Marschall und Edelmann nicht anders erwarten konnte. Der Ehrenpunkt, ein gegebenes Wort nicht zu brechen, war für ihn das leitende Motiv seiner Handlungen, er war fest entschlossen, ohne Kampf sein neues Vaterland nicht aufzugeben. Bald nachdem August Grodno verlassen hatte, erkrankte er auf der Reise so heftig, daß man an seiner Genesung zweifeln mußte; kaum hatte Moriz die Kunde vom Zustande seines königlichen Vaters erhalten, so eilte er trotz seiner Aichtserklärung und der mit dieser verbundenen Gefahren nach Polen an das Bett des Königs. Mit Thränen begrüßte August seinen treuen Sohn und dankte

ihm tief gerührt für diesen Beweis liebevoller Anhänglichkeit und ritterlicher Kühnheit; von Vorwürfen wegen des begangenen Ungehorsams war nicht die Rede. Er beschwor seinen Liebling, sich den Beschlüssen von Grodno zu fügen, Moriz aber verharrte bei dem, was er für seine Pflicht hielt und lehrte nach kurzem Aufenthalt in Bjalostok wieder nach Mitau zurück; keine Hand hatte es gewagt, sich wider ihn zu erheben, der ritterliche Sinn der Polen war durch die furchtlose Kindesliebe des Marschalls gerührt und laut pries man durch das ganze Gebiet der Republik den Mann, den man wenige Wochen zuvor für insam und einen Banditen erklärt hatte, als Spiegel der Ehren. Was Moriz auf der einen Seite durch seine Ritterlichkeit gewonnen hatte, büßte er aber bald durch seinen Leichtsinm nach der andern hin ein. Anna Zwanowna war durch die Schönheit und den Ruhm des höflich-gewandten Grafen bestochen gewesen und nach Petersburg geeilt, um die Einwilligung der Kaiserin zur Vermählung mit ihm mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu betreiben, denn sie wußte wohl, daß Menschikow's Rachsucht ihr nach Kräften entgegenarbeiten würde. Während sie aber in Petersburg verweilte, um Moriz's Bewerbungen Gehör zu schaffen, hatte dieser sich den langweiligen Aufenthalt in seiner kleinen Residenz durch Liebesabenteuer zu würzen versucht und seine Gunst unvorsichtiger Weise einer Dame des herzoglichen Hofstaates zugewendet. Schon bei dem oben erzählten Ueberfall durch Menschikow's Soldaten hatte man eine zierliche Damengestalt aus dem belagerten Hause des Grafen fliehen sehen und durch die Nachricht von diesem Abenteuer die Eifersucht Anna's rege gemacht. Einige Monate später wurde Moriz aber durch den frischgefallenen Schnee, der Männerspuren zeigte, die an einen Flügel des Schlosses zu Mitau führten, verrathen, als er seine Geliebte von einem nächtlichen Besuch auf den Armen heimtrug. Ein altes Weib hatte die kolossale Gestalt des Grafen im nächtlichen Dunkel erkannt und Lärm geschlagen, die Schloßwache war herbeigeieilt, das Liebespaar angehalten, der kommandirende Offizier hinzugerufen und dadurch die ganze Sache an die Deffentlichkeit gebracht. Anna's Herz war durch die Unbeständigkeit ihres Anbeters zu schwer gekränkt, um ein zweites Mal vergeben zu können. Sie hörte auf, ihre Pläne ins Werk zu setzen und alle Bewerbungsveruche des Marschalls waren vergeblich; bald gewann Biron ihre Gunst und ließ sie den treulosen Pariser vergessen. Auch als Anna Kaiserin geworden war, konnte Moriz die Hoffnungen, die sie ihm als Herzogin gemacht hatte, noch nicht vergessen; es gelang ihm aber nicht die schwerbeleidigte Frau zu versöhnen

und seine Bitten blieben unerhört. Biron hatte ihre volle Gunst erworben, Anna wollte vielleicht Moritz durch die Erhebung eines Mannes, der neben ihm nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte und auch als kurländischer Kammerherr seine Blicke nicht zu der Herzogin erhoben hatte, strafen; aller Wahrscheinlichkeit nach fällt die Zeit, in der Biron sich Anna näherte, in die letzten Monate des Jahres 1726 oder in die ersten des Jahres 1727; vorher hatte dieser Mann, der für Rußlands Zukunft so unheilvoll werden sollte, der polnischen Partei in Kurland angehört und im polnischen Interesse gehandelt.

Kehren wir aber zu unserem Gegenstande zurück; wir verließen die kurländischen Stimmführer, als sie unter dem drückenden Einfluß der Grodnoer Nachrichten, zum Theil Rußland sich zugewandt, zum Theil polnischen Einflüsterungen Raum gegeben, ihrer Majorität nach aber auf Moritz's Wahl bestanden hatten. Aus Petersburg sandte man jetzt den Grafen Devier nach Mitau, um die russische Partei zu ermutigen und den sächsischen und polnischen Einflüssen entgegenzuarbeiten. Devier war früher Polizeimeister von Petersburg gewesen, nach Peter's Tode aber, dessen scharfsehendes Auge den Grafen bisher gezwungen hatte, sich nur um seine directen Pflichten zu bekümmern, in Beziehungen zum Hof getreten. Er war, wie die meisten Staatsmänner aus Peter's Schule, ein gewandter aber gewissenloser Diplomat und mit der kurländischen Mission wahrscheinlich deshalb betraut worden, weil er für einen Feind Menschikow's galt und die Regierung den Kurländern zeigen wollte, daß sie zum Einlenken bereit sei und keineswegs auf die Candidatur des alten Feldmarschalls, der sich in Mitau gründlich verhaßt gemacht hatte, bestehet. Den äußerlichen Vorwand zur Absendung Devier's gaben gewisse in Königsberg zu ordnende Handelsgeschäfte her, eine geheime Ordre schrieb dem Grafen aber vor, in Mitau unter Vorwänden, die sich leicht auffinden ließen, Halt zu machen und mit den Anhängern der russischen Politik die abgebrochenen Verbindungen wieder aufzunehmen. Er bediente sich zur Erreichung dieses Ziels eines höchst ungewöhnlichen und in der diplomatischen Welt völlig ungebrauchlichen Mittels. Er kam heimlich in Mitau an und begab sich sogleich zu Bestuschew-Rjumin, der inzwischen wieder an seinen alten Posten zurückgekehrt war und bat diesen sogleich, alle diejenigen Edelleute zu sich kommen zu lassen, die er für Anhänger Rußlands hielt. Bestuschew beschied Köhne, Sacken, Rosde, Buttler und die Oberräthe Keyserlingk und den noch immer schwankenden, früher Rußland feindlich gewesenenen Brüggen und

knüpfte mit diesen ein Gespräch über die politischen Verhältnisse Kurlands an, das Devier, der sich in einem Nebenzimmer versteckt hielt, Wort für Wort hören konnte; als es sich herausstellte, daß die genannten Herren sämtlich ihre Hoffnungen auf russischen Beistand stützten, trat der Graf plötzlich in das Zimmer, in welchem Bestuschew sich mit seinen Gästen unterhielt, gab vor eben aus Petersburg angekommen zu sein, übergab dem russischen Gesandten seine Creditive und wandte sich in einer Rede an die Kurländer, in welcher er ihnen die wohlwollende Gesinnung der russischen Regierung schilderte und mit dem Versprechen schloß, Rußland würde niemals die Vereinigung Kurlands mit der Republik zugeben.

Nachdem Devier auf diese Weise das Vertrauen der Anhänger seiner Herrscherin gestärkt hatte, begann er auch mit Moriz und dessen Partisanen in Verbindung zu treten. Dieses Mal zeigte Moriz sich ungleich gefügiger und weicher, als er bei seiner Begegnung mit Menschikow gewesen war; er sprach es deutlich aus, daß wenn die russische Regierung einmal entschlossen sei, die Unabhängigkeit des Herzogthums aufrecht zu erhalten, es auf die Person des Herzogs, dessen Macht ohnehin nicht sehr ausgedehnt sei, nicht besonders ankomme, daß er bereit sei, jede Bürgschaft für seine Ergebenheit an die Kaiserin zu stellen und nie die russischen Interessen durchkreuzen wolle. Devier schien mit Moriz einen freundlicheren Ton angeschlagen zu haben als der rauhe alte Feldmarschall, gewann das Vertrauen desselben und überzeugte ihn so vollständig von seinem Wohlwollen, daß er zu seinem eigenen Erstaunen eines Tages folgende Zeilen von Moriz eigener Hand erhielt:

Mitau le premier de mars, 1727.

Monsieur (!)

Je crois que l'on trouveras difficilement de moi en plus sur pour assurer la constance des Courlandois, et pour faire agir le Roy avec confiance qu'en établissant au plus tot un mariage et comme ce mariage assurera solidement le bonheur des Courlandois, et que l'interes de la Cour de Russye demande leur conservation, j'ose offrir a Votre Excellence sans craindre de l'offenser, dix mille, equus si elle peut porter les chosses promptement au point, que Votre Excellence ne me refuse pas la grasse d'accepter cette promesse, et qu'elle ne regarde cette lettre comme un billet d'honneur que je luy en fais; je la pry d'estre persuadée qu ma reconnaissance ne finiras jamais non plus le tres parfait attachement avec lequel je ne cesseray d'aitre etc.

Maurice de Saxe.

Man war im vorigen Jahrhundert in Bezug auf die bürgerliche Ehrenhaftigkeit viel weniger bedenklich als heut zu Tage, wo schwerlich Jemand den Muth hätte, einem Gesandten ein derartiges Anerbieten mit solch ungeschminkter Offenheit zu machen. Im 18. Jahrhundert gehörten dergleichen Bestechungsversuche keineswegs zu den Seltenheiten, von Petersburg ging selten ein Gesandter nach Grodno oder Warschau, der nicht mit den nöthigen Summen versehen gewesen wäre, um seinem Einfluß den gehörigen materiellen Nachdruck zu geben. Der Leser wird darum der nachfolgenden wörtlich mitgetheilten Antwort Devier's den gehörigen Werth beizulegen wissen:

Mitau d. 17. März.

Monsieur! Dero unter heutigen dato mir zugestelltes Schreiben hat mich beides in Bestürzung und auch in der empfindlichsten alteration gesetzt und desto mehr, da Gott sey Dank, ich mit meiner bisherigen Conduite jedermann überzeugt, daß incapable sey, nicht nur vor einige Tausend Rthls., ja nicht vor aller Welt Reichthum, in denen wir comitirten Angelegenheiten im geringsten Point anders zu Werke zu gehen, als die mir darüber ertheilte Instruction es im Munde führet. Dieselben finden nach dero sonderbaren Begabniß Selbstem, Wie dergleichen tentationes, so allermahl ein basses und laches Gemüth angetroffen zu haben prosuponiren, einem ehrlichen Manne allerdings schmerzlich nachgehen müssen. In obangeregter gemeinschaftlichen affaire wobey Ihre Kayserl. Mayst. mich als ein geringes Werkzeug zu gebrauchen gewürdiget, werde ohne particulaires egard auff einige Person oder fremdes Interesse meine Schuldigkeit ohne alle abseitige Vergeltung so beobachten wie es einem honnet homme zusteht; sollte aber auch dieselbe zugleich in dero faveur ausfallen, so würde ja alsdann ein jeder ohnedem sich dessen erinnern, wozu Jhn die bienseance anweist. Bonechst verbl. mit schuldigem Respect

Monsieur

Votre très humble et
très obéissant serviteur

Графъ А. Девьеръ.

Devier's Anwesenheit in Mitau blieb übrigens ohne besonders wichtigen Einfluß auf den Gang der furländischen Angelegenheiten. Als er es dahin gebracht hatte, den Einfluß der russischen Anhänger wenigstens mit dem der übrigen au niveau zu bringen, verließ er den Schauplay seiner

Thätigkeit und kehrte nach Petersburg zurück, wo unterdessen Peter II. den russischen Thron bestiegen hatte, Dzier aber, der in dem Verdacht stand, der Thronbesteigung des jungen Herrschers entgegengearbeitet zu haben, mit vielen seiner Freunde, wie Iwan Dolgorucki, Tolstoi, Marischkin in einem schrecklichen Boose — der Knete entgegenging.

Mit dem Frühling des Jahres 1727 rückte auch die Zeit heran, in der die polnische Reichstags-Commission zur Untersuchung der „freventlichen Herzogswahl“ und der zur Einverleibung in die Republik nothwendigen Verfassungsrevision in Kurland erwartet wurde. An ihrer Spitze standen zwei Männer, die für entschiedene Gegner der Unabhängigkeit des Herzogthums gelten mußten: Szembek, Bischof von Ermeland, und Dönhof, Wojewod von Plozk; die beiden übrigen Glieder dieser Commission waren die Wojewoden Chomentowski und Graf Oginski; zu ihrer Verfügung stand eine 5000 Mann starke Armee an den Grenzen Litauens, und daß sich von diesen Männern keine Schonung erwarten ließe, war der russischen Regierung schon durch eine Depesche Jaguschinski's bekannt geworden, in welcher von der „unsinnigen Wuth“ die Rede war, mit der die Commissionsglieder sich zu ihrem Werk anschickten, und die Nachricht beigelegt war, daß der kurländische Deputirte in Warschau, jetzt ein Medem, in Verhaft genommen sei.

Moriz that entschiedene Schritte zur Organisation eines gewaffneten Widerstandes; er besetzte eine in dem Usmaitenschen See belegene Insel, verschanzte sich in dieser und erließ eine Proclamation, in der er alle seine getreuen Unterthanen unter seine Fahnen berief. Der Eingang dieses Manifestes lautete: „Wir von Gottes Gnaden Moriz, Graf von Sachsen, Herzog von Kurland und Semgallen, Marschall des allerchristlichsten Königs, allen unsern vielgeliebten und getreuen Unterthanen.“

Die Erwähnung des Marschalltitels in der Armee eines fremden Herrschers, der gleich neben den kurländischen Herzogstitel gestellt war, mußte den Kurländern offenbar verlegend sein und war eine offenbare Unklugheit; als zwar designirter, aber gegenwärtig weder bestätigter noch belehnter Herzog hatte Moriz zudem in keiner Weise ein Recht dazu, Manifeste zu erlassen und von „seinen getreuen Unterthanen“ zu sprechen. Weiterhin war von dem allem Völkerverrecht zuwiderlaufenden Eindrang fremder Heere in Kurland die Rede, ohne daß diese Heere näher bezeichnet wurden, und schloß das Ganze mit der Aufforderung, alle Waffensfähigen sollten sich rüsten und bei ihm (Moriz) auf der Insel des Usmaitenschen Sees sammeln.

Dieses Manifest verfehlte seinen Zweck gänzlich und nur einige wenige

kurländische Edelleute entsprachen dem Aufruf „ihres Herzogs“ und fanden sich auf der von ihm befehligten Inselbefestigung ein. In der Umgegend von Riga war unterdessen ein russisches Heer zusammengezogen worden und rückte bald darauf unter des wackern und ehrenwerthen Generals de Lascey Ausführung in Kurland ein. Nach dem formellen Recht hatte Rußland allerdings keine Veranlassung, das Herzogthum zu besetzen. Die russische Regierung war aber auch weit davon entfernt, Kurland erobern zu wollen; sie beabsichtigte nur ihren seit Peter dem Großen in diesem Lande besetzten Einfluß aufrecht zu erhalten, die garantierte Verfassung desselben zu schützen und den Eingriffen der polnischen Commission, die zur Revision, richtiger gesagt Abolition der kurländischen Constitution erschienen war und das erwähnte Armeecorps von 5000 Mann hinter sich hatte, zuvorzukommen. Die Besetzung Kurlands war ferner durch die wichtigsten Interessen der russischen Politik geboten; gelang es den polnischen Patrioten, Kurland der Republik einzuverleiben und in Palatinate und Wojewodschaften zu zerstückeln, so war die deutsche Nationalität dieser Provinz einer völligen Versarmatirung und der katholischen Propaganda preisgegeben. Die ethnographische Zusammengehörigkeit Kurlands mit den Nachbarprovinzen Liv- und Estland, denen es durch die Gemeinschaft der Sprache, Nationalität und Geschichte verwandt war, ließ die russische Regierung fürchten, daß im Falle Kurland allen polnisch-katholischen Unionsplänen preisgegeben würde, dieser Umschwung auch auf die von Peter neu erworbenen russisch-deutschen Provinzen einen Rückschlag ausüben und dieselben fremden Einflüssen preisgeben könne, was um so bedenklicher erscheinen mußte, als diese Provinzen noch nicht zwei Decennien unter russischer Herrschaft standen, die russische Regierung in ihnen also kaum befestigt war.

Was Kurland selbst anbetraf, so konnte es den Einwohnern dieses Landes ziemlich gleichgültig sein, ob polnische oder russische Soldaten eindrangen, um den neugewählten Herzog zu vertreiben, von einer russischen Invasion ließ sich sogar hoffen, sie würde die freilich nur noch illusorische Selbstständigkeit des kleinen Staates wenigstens formell nicht gefährden und die innere Organisation unangetastet fortbestehen lassen. Die Kurländer wußten, daß Rußland mit der Vertreibung des Grafen Moriz der Reichstagscommission den Vorwand zu Einmischungen und willkürlichen Rechtsverletzungen nehmen wolle. So hatte das Petersburger Cabinet es sehr geschickt verstanden, die kurländische Frage von der Person Moriz's zu trennen, das Nationalitätsinteresse von den Interessen des Grafen unab-

hängig zu machen und diesen zu isoliren. Ohne irgend welchen Widerstand rückten die russischen Divisionen ein, die Wahl Laschy's zu ihrem Befehlshaber war zudem eine sehr glückliche, denn die Liebenswürdigeit und Rechtlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes ermöglichte eine Verständigung mit den leitenden Personen in Mitau; Laschy wandte sich an die Rußland zugehörigen Oberräthe Keyserlingk und Brügggen, stellte ihnen vor, wie die Entfernung Moriz's in ihrem eigenen Interesse liege und bewog sie, diesen zur Vermeidung von Blutvergießen zur Abdankung zu bereden; gleichzeitig schrieb der General der polnischen Commission, er wolle die Sorge für die Entfernung des Prätendenten auf sich nehmen und dadurch das Einrücken der polnischen Armee überflüssig machen. Natürlicherweise ließ die Commission sich von den Gründen Laschy's nicht zur Aenderung ihrer Maßnahmen bewegen. Eben so vergeblich waren die Versuche Brügggen's und Keyserlingk's, Moriz zum Abzuge zu bewegen, der Marschall erklärte, er wolle sein gutes Recht bis zum letzten Athemzuge vertheidigen und beilte die freilich nur in den Anfängen begriffene Befestigung seiner Insel und anderer festen Plätze nach Kräften, was um so nöthiger war, als von der Südgrenze her die Commission mit ihrer Executions-Armee heranrückte. Laschy kam aber dieser zuvor, besetzte am 17. August 1727 die Ufer des Usmaitenschen Sees und sandte den General Bibikow zu Moriz, um diesen zu einer ehrenvollen Capitulation zu bewegen, denn er wußte wohl, daß dessen ganze Besatzungsarmee zwar nur aus ungefähr 300 Mann bestand, die Belagerung der Insel aber ihre Schwierigkeiten haben könne. Moriz, dessen Befestigungsarbeiten noch in den Anfängen befindlich waren, dessen persönliche Tapferkeit man aber kannte, suchte Zeit zu gewinnen und verlangte eine zehntägige Bedenkzeit. Laschy wollte nur 24 Stunden zugestehen. Moriz ging wieder auf seine unglücklichen Bestechungsversuche zurück und schrieb dem russischen Befehlshaber, er biete Menschikow die jährliche Summe von 40,000 Speciesthalern, wenn dieser von seinen vermeintlichen Ansprüchen, deren Folge doch nur ein russisch-polnischer Krieg sein könne, zurücktreten wolle; Laschy selbst versprach Moriz 2000 Ducaten, wenn er die Vermittelung mit Menschikow übernehmen wolle. Das ganze Anerbieten war eine Widersinnigkeit, Laschy war ein ehrlicher alter Soldat, der nicht in Menschikow's, sondern in des Kaisers Namen handelte, Menschikow selbst war längst von der Liste der russischen Candidaten für die Herzogswürde gestrichen worden und befand sich bereits auf dem Wege in sein Bersowsches Exil, als Laschy's Depeche (am 9. December) in Petersburg eintraf.

Während diese erfolglosen Vermittelungsversuche abgefaßt und in das russische Hauptquartier gesandt wurden, lief der 24stündige Waffenstillstand ab. Da von den Belagerten keine neue Kunde an die Russen gelangte, so glaubten diese, es würde zur Ausnahme von Feindseligkeiten kommen; in der dunkeln Nacht vom 18. auf den 19. August landete aber ein kleines Fischerboot, das von der Insel zu kommen schien, an dem westlichen Ufer des Sees; aus dem Rachen stieg eine in einen großen Mantel gehüllte Gestalt ans Land, setzte sich in eine wie es schien für sie bereit gehaltene Kalesche und verschwand mit dieser auf der Straße nach Windau. Der Mann, der auf diese geheimnißvolle Weise die Usmaitensche Insel und bald darauf Kurland verlassen hatte, war der Graf Moritz von Sachsen gewesen.

Eine Woche nach Moritz's Verschwinden erschien die polnische Commission in Kurland. Die Darstellung ihrer Thätigkeit gehört nicht in den Rahmen unserer Skizze, für unsern Zweck genügt es zu wissen, daß sie ihre Schläge mehr gegen einzelne Personen, die ihr verhaßt waren, als gegen die Verfassung richtete. Der greise, hochverdiente v. d. Brinken, der zwanzig Jahre lang das Amt eines Landhofmeisters mit Ehren bekleidet hatte, wurde gleich dem Kanzler Keyserlingk abgesetzt und Kosciusko, ein Anhänger des Herzogs Ferdinand und wie dieser katholisch, zum Oberrath des Herzogthums ernannt; die Constitution wurde nur unbedeutend verändert und die Herzogswahl bis zum Tode des Administrators Ferdinand verschoben. Durch alle diese gewaltsamen Eingriffe wüthete die Commission, die Polens Interesse wahrnehmen sollte, nur wider ihr eigenes Fleisch, entfremdete sich die ohnehin erbitterten Kurländer völlig und förderte einzig das Wachsen des russischen Einflusses, der für den Augenblick das Aeußerste abgewandt hatte und dadurch die Möglichkeit gewann, künftig den Herzogsstuhl einzig mit seinen Candidaten zu besetzen; die einflußreichen Männer, die der Unverstand der Commission aus Kurland vertrieben hatte, gingen nach Petersburg und die ältesten Familien des Landes, die Korff, Keyserlingk, Sacken u. s. w. waren zu der Zeit der Kaiserin Anna am kaiserlichen Hof vertreten und trugen immer mehr dazu bei, die Anzahl der Anhänger Rußlands in ihrem Vaterlande zu vermehren.

Moritz war von Windau für einige Zeit nach Danzig gegangen; der Herzog de Lyria, der als spanischer Gesandter auf der Reise nach Petersburg diese Stadt berührt hatte, erzählt in seinen Memoiren:

„Der Graf von Sachsen war mir in Paris ein lieber Freund gewesen

und darum freute ich mich sehr, die Tage, die ich mich in Danzig aufhalten mußte, in seiner Gesellschaft verbringen zu können. Er erzählte mir von dem Stande seiner Angelegenheiten in Kurland und bat mich, ihm aus den Händen der russischen Minister einen Koffer wiederzuschaffen, der ihm von den Russen abgenommen worden, in welchem sich alle seine von verschiedenen Damen empfangenen Liebesbriefe und ein Tagebuch über die Liebesintrigen am Warschauer Hof befänden, mit dem Hinzufügen, die Veröffentlichung dieses Tagebuchs könne ihm die peinlichsten Unannehmlichkeiten zuziehen.“

Ob der galante Graf sein Tagebuch und seine Sammlung von billets-doux wiedererhalten, vermögen wir nicht anzugeben; er hat aber später Gelegenheit genug gehabt eine neue Sammlung anzulegen und der Hof Ludwig's XV. bot reichen Stoff zur Abfassung eines neuen Tagebuchs über die an demselben gesponnenen Liebesintrigen. Moriz starb im hohen Alter, nachdem er zwar keine neuen Versuche zur Eroberung seines Herzogthums gemacht, aber durch mehrere, zu verschiedenen Zeiten erlassene Proteste bewiesen hatte, daß er zeitlebens geglaubt, der rechtmäßige Herr von Kurland zu sein.

Menschikow's Schicksale haben wir schon oben berührt; bis zu seinem Sturz und seiner Verbannung nach Beresow nährte er die Hoffnung auf Realisirung seiner Pläne und suchte während der Abhaltung des Grodnoer Reichstages durch Jaguschinski, mit dem er einen geheimen Briefwechsel in Chiffren unterhielt, auf die polnischen Magnaten einzuwirken. So schlug er dem Fürsten Sanguszko, einem einflußreichen Würdenträger, vor, durch Vermählung seiner Tochter mit dessen Sohn in Verbindung zu treten und mit vereinten Kräften auf die Besetzung der kurländischen Herzogswürde zu influiren. Das Schicksal hatte es anders beschloffen; er aber, der zur Zeit Peter's und Catharina's der erste Würdenträger Rußlands gewesen war und sich schon der Schwiegervater Peter's II. geträumt hatte, endete in Elend und Verbannung.

zur Physiologie russischer Provinzialzustände.

III.

Es hat das gesammte russische Volk und mit ihm die russische periodische Presse seit der Promulgation des denkwürdigen Ukases vom 19. Februar sein Interesse fast ausschließlich den bäuerlichen Verhältnissen und ihrer Reorganisation zugewandt. Zwar nehmen Romane und Novellen in den russischen Journalen immer noch den gewohnten Ehrenplatz ein und drängen die Berichterstattungen über die Vorfälle und Wandlungen auf socialem und politischem Gebiet zu einem nicht eben bedeutenden Bruchtheil der anscheinend voluminösen monatlichen Lieferungen herab, aber unverkennbar ist es doch, daß die Bauernfrage die Achse ist, um die sich gegenwärtig in Rußland die öffentlichen Interessen drehen. Wenngleich verschiedene Organe der Presse es schon versucht haben, den Eindruck zu schildern, den die Anerkennung seiner politischen Vollbürtigkeit auf das russische Volk gemacht hat, so sind alle die in Rede stehenden Berichterstattungen zu subjectiv gefärbt, zu sehr unter dem ersten Eindruck jener großen historischen Thatsache empfangen, als daß eine Reproduction derselben gegenwärtig schon gerathen wäre. Eine einheitliche Schilderung der Aufnahme, die das erlösende Wort bei dem russischen Volk gefunden, wäre zudem völlig unmöglich; weder läßt sich aus dem freudigen Ernst, der an manchen Orten auf die zarische Botschaft geantwortet hat, ohne Voreiligkeit auf eine höhere politische oder ethische Reife des Volks schließen,

noch wäre es billig die traurigen Ereignisse im Kasanischen oder Saratowschen als für die gesammte Nation und ihren Bildungszustand maßgebend anzusehen. Wir müssen uns darum eine Berichterstattung über die nächsten Folgen und die begleitenden Umstände der Veröffentlichung des Ukases vom 19. Februar für künftig vorbehalten. Die bis jetzt veröffentlichten „Tageschroniken“ ermangeln jener sachlichen Kälte und objectiven Ruhe, die bei der Schilderung wichtiger Ereignisse nothwendig sind, wenn diese auf mehr als vorübergehende Gefühlsexclamationen hinauslaufen soll. Von Interesse wird es aber sein, einen Blick auf die Verhältnisse zu werfen, unter denen der russische Adel jener Umgestaltung seiner bisherigen Zustände entgegen ging und von der mächtigen Bewegung zu hören, die auch in diesen bisher gänzlich stagnirenden Schichten der Gesellschaft durch den Bruch mit dem status quo wäckerufen worden ist.

Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft war eine völlige Umgestaltung aller die ländliche Bevölkerung betreffenden Creditanstalten nothwendig geworden. Da der Begriff der Hypothek dem russischen Recht durchaus fremd ist, nach den bestehenden Gesetzen jedes Grundstück nur mit einer Schuld belastet werden darf, die mehrfache Verschuldung eines Immobilien sogar criminelle Beahndung nach sich zieht, so war bis dahin das einzige Mittel zur Beschaffung von Capitalien, die Verpfändung von Leibeigenen bei der Bank gewesen. Sobald das Werk der Emancipation begonnen wurde, mußte daher an die Aufhebung der bestehenden Creditanstalten und an die Organisation neuer gedacht werden. Stößt die Einrichtung derselben schon darum auf bedeutende Schwierigkeiten, weil mit ihnen eine ganze Reihe bisher unbekannter und unentwickelter Rechtsbegriffe geschaffen und gangbar gemacht werden muß, so erschwert die obschwebende Finanzkrisis und der absolute Mangel an baarem Gelde die Reorganisation des Creditwesens noch um ein Beträchtliches. Die Nothwendigkeit, die neuen Anstalten sofort ins Leben treten zu lassen, ist aber eine so dringende, daß an eine Vertagung dieser Angelegenheit bis zum Eintritt günstigerer Finanzverhältnisse gar nicht gedacht werden kann. Solange der Gutsbesitzer seine Hofesländereien durch die Frohnarbeit seiner Leibeigenen bestreiten konnte, brauchte er weder mit der Zeit noch mit den Arbeitskräften zu geizen und war die Anschaffung landwirthschaftlicher Maschinen und verbesserter Ackergeräthe allenfalls entbehrlich. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft wird die Reorganisation der Ackerbauverhältnisse aber dringend geboten, die bisher unerschöpfliche Arbeitskraft der leibeigenen ländlichen Bevölkerung kann fortan

von dieser im eigenen Interesse ausgebeutet werden und der russische Landwirth muß darauf bedacht sein, den Ausfall der ihm bisher dienstbaren Kräfte durch gewissenhafte Benützung der sonst vergeudeten Zeit und durch die Anschaffung von Cultur-Hülfsmitteln zu ersetzen. Die Herbeischaffung der dazu nothwendigen Capitalien wird ihm darum zur Haupt Sorge; die Mehrzahl der Güter ist bereits tief verschuldet, die Preise der meist aus dem Auslande herbeizuschaffenden Maschinen sind unerschwinglich hohe; an baarem Gelde fehlt es ebenso sehr wie an Credit, die alten Creditanstalten haben ihre Thätigkeit eingestellt und die neuen sind noch nicht ins Leben getreten.

„Die Veränderung aller gewohnten Verhältnisse,“ schreibt ein Correspondent der *Otetscheshtwennüja Sapiski* (im April des laufenden Jahres) „gibt uns nicht nur zu denken und zu sorgen, sie hat auch unsere Sitten und Gewohnheiten, unser ganzes Sein umgestaltet. Wenn wir früher zusammen kamen, gingen wir sogleich „ans Geschäft“ d. h. wir setzten uns an den Kartentisch zu einer Partie Zeralasch oder Présérence und beuteten die „freien Stunden“ zu langen Betrachtungen über Hunde, Pferde und andere hochwichtige und dabei ergöbliche Gegenstände aus; boten doch, zumal wenn der Wirth selbst Pferdezucht trieb, allein die Pferde eine unerschöpfliche Quelle der Conversation. Das ist anders geworden; zwar lassen wir es uns auch jetzt nicht nehmen, dann und wann eine Partie Karten zu machen, zwar wird die Wichtigkeit der Pferdezucht noch häufig genug in unseren Kreisen ventilirt, aber im Ganzen sind wir ernster geworden und besprechen häufig genug Gegenstände anderer Natur, ja diese haben die Oberhand gewonnen. Noch vor drei Jahren machte unser Herr Kreisrichter große Augen, als ich einst mit ihm ein Gespräch über das Hypothekewesen versuchte; heut zu Tage wird das Wort „Hypothel“ so oft ausgesprochen und so viel besprochen, daß es sogar dem Schreiber des Kreisgerichts, dem es in der Praxis allerdings noch nicht vorgekommen ist, bekannt sein möchte; sogar die Damen, die sonst nur Sinn für die Vervollkommnung ihrer Toilette zu haben schienen, hört man von Verbesserungen des Creditwesens sprechen; allerdings liegt ihnen dieser Gegenstand nah genug, denn die meisten von ihnen haben durch ihre Toilettenansprüche nicht wenig dazu beigetragen, ihre Männer um allen Credit zu bringen. Früher flößte uns das bloße Wort „freie Arbeit“ einen eben so großen Schrecken ein wie das Wort „freie Ideen“; zu jeziger Zeit sind wir wachend und träumend mit Gedanken an freie Arbeit beschäftigt. Bei unseren Diners

laufen die interessantesten Gespräche über Pferdegenealogie Gefahr, von weit-schweifigen Erörterungen über Verbesserung des Feldbaues, Anschaffung von Ackergeräthen und Maschinen durchkreuzt zu werden; seit einiger Zeit ist sogar ernstlich davon die Rede, durchgreifende Maßregeln gegen das Umsichgreifen der Viehseuche ins Leben treten zu lassen, lauter Dinge, deren Erörterung schon vor dreißig Jahren ziemlich zeitgemäß gewesen wäre. Weder zu einer Verbesserung des Feldbaues noch zur Anschaffung neuer Maschinen, noch zu Prohibitiv-Maßregeln gegen die Ansteckung des Viehes kann aber geschritten werden ohne Geld. Da aber Geld ohne hinreichenden Credit nicht beschafft werden kann und ein wirklicher Credit nur möglich ist, wo es ein geordnetes Hypothekewesen giebt, so ist es wohl zu erklären, daß die Leute sich herbeigelassen haben darnach zu fragen, was unter „Hypothek“ zu verstehen sei. — Es ist über die Frage „Wie sind die neuen Creditanstalten zu organisiren?“ soviel hin und her geschrieben worden in officiellen und nichtofficiellen Blättern, daß die Beantwortung derselben auch bei uns vielfach versucht wird. Was bei uns über diesen Gegenstand verlautbart wurde, war nur ein Echo dessen, was aller Orten in Rußland jetzt frei und öffentlich erwogen und gesprochen wird; das Finanzministerium selbst wünscht die Ansichten und Wünsche des Publikums über diesen Gegenstand zu hören, der Drang nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ist nach dieser Richtung hin ein so gewaltiger und unaufhaltbarer, daß sogar mein alter Lehrer, der erprobte Docent eines Cadettencorps, der in unsern Aufsätzen den Ausdruck „Oeffentlichkeit“ mit der loyaleren Bezeichnung „Literatur“ corrigirte, daß sogar dieser große Mann die „Oeffentlichkeit“ nicht zu unterdrücken oder durch einen loyaleren Begriff zu ersetzen im Stande gewesen wäre. Der erste Eindruck, den die Zahlungseinstellungen unserer alten Banken auf die Gutsbesitzer machten, war ein höchst deprimirender, besonders da viele von ihnen auf neue Anleihen aus derselben gerechnet hatten. Als der erste Schrecken verwunden und uns auf officiellern wie privatem Wege begreiflich gemacht worden war, daß diese Maßregel durch die Reorganisation der bäuerlichen Verhältnisse nothwendig bedingt sei und neue Creditanstalten ins Leben treten mußten, faßte die Mehrzahl der Betroffenen wieder Muth und verließ sich fest darauf, die neuen Bankanstalten würden binnen Kurzem ihre Thätigkeit beginnen, zumal da die Arbeiten der zur Einrichtung neuer Credit-Institute niedergesetzten Commission bereits veröffentlicht wurden.“

Es ist bekannt genug, daß diese Hoffnungen nur allzubitter getäuscht

wurden und das charakteristische Gespräch zwischen dem zuversichtlichen Peter Petrowitsch und dem skeptischen Iwan Iwanowitsch, das der mitgetheilten Episode aus der ländlichen Correspondenz der Sapiski folgt, giebt ein treffendes Zeugniß von der Naivetät, mit der gerade die am tiefsten verschuldeten und darum am meisten interessirten Gutsbesitzer alles Heil ihrer zerütteten Finanzen von dem neuen „Hypothekenwesen“ erwarteten.

Wenn in der angedeuteten Weise das sociale Leben der russischen Landedelleute durch die tief einschneidenden Veränderungen der Agrar- und Creditverhältnisse aus seiner bisherigen Verdampfung geweckt und ernsteren Interessen zugänglich gemacht worden ist, so ist es nicht zu verwundern, daß auch die Gouvernements-Adelsversammlungen, die früher ausschließlich durch kleinliche Wahluntriebe und kostspielige officiële Diners belebt worden waren, in der Gegenwart einen ernsteren Charakter annehmen. „In früherer Zeit“ schreibt die Saratowsche Gouvernements-Zeitung „wurden auf unsern Adelsversammlungen die verlaublichen Ansichten einzig durch Lärm und Geschrei kund gegeben, ernste sachliche Reden häufig durch Pfeifen und Perffliren unterbrochen; die Gutsbesitzer bewiesen den öffentlichen Interessen gegenüber die höchste Gleichgültigkeit. In diesem Jahr sind sämmtliche Wahlen mit erfreulicher Einstimmigkeit und unter allseitiger freundlicher Zustimmung getroffen worden. Die Vertreter des Adels haben den besprochenen Fragen ihre volle Theilnahme geschenkt.“ Es verdient allerdings einer besonderen Beachtung, daß der Saratowsche Adel im December des vorigen Jahres der Staatsregierung die Bitte vorgelegt hat, in der Gouvernementsstadt eine Universität, zuvörderst aus zwei Facultäten, einer juristischen und einer commerciellen, zu begründen. „Es ist noch nicht all zu lang her,“ heißt es in den Otetsch. Sapiski, „daß unsere Adelswahlen so widersinnig waren, daß sie sich eigentlich nur zu dankbaren Gegenständen für das Lustspiel eigneten, vor Kurzem fielen mir (dem oberwähnten Correspondenten der Sapiski) charakteristische Aufzeichnungen eines alten Landedelmannes über die Art und Weise in älterer Zeit getroffener Adelswahlen, in die Hände, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. „Ich habe wieder einmal an den Wahlen Theil genommen (heißt es im Tagebuch meines alten Nachbarn) und mir das Wort gegeben, solches nicht wieder zu thun. Raisonnirt hat man über alles Mögliche, aber ohne alle Resultate. Das Ballotement wurde ohne die Aufmerksamkeit und Theilnahme vollzogen, die sich billig für eine so wichtige Angelegenheit erwarten ließe. Die Kugeln wurden aufs Gerathewohl hineingeworfen und das Resultat war

natürlich, daß weder die Candidaten der einen, noch die der andern Partei gewählt wurden, sondern Personen, an die kein Mensch gedacht und die Niemand gewollt hatte. Die Wähler selbst waren durch die Resultate ihrer Wahlthätigkeit dermaßen in Erstaunen gesetzt, daß man von allen Seiten rufen hörte: „Wie ist das zugegangen?“ Für die allerwichtigsten Posten sind wenigstens ehrliche und wohlmeinende, wenn auch eben nicht sehr sähige Leute gewählt worden; ein Gleiches läßt sich leider von den Candidaten für die minder wichtigen, wenn auch immerhin noch einflussreichen Stellen nicht behaupten. Ich will davon nicht reden, daß wir überhaupt nicht verstehen, richtige Wahlen zu treffen, verschweigen kann ich aber nicht, daß von manchen Seiten mit unverantwortlicher Fahrlässigkeit und verwerflicher Gutmüthigkeit zu Werke gegangen wurde. Es kam vor, daß zwei oder drei Personen herumgingen und für irgend einen guten Freund warben, von dem sie selbst sagten: „Er ist zwar ein beschränkter Mensch und nicht besonders brauchbar —“ „aber“ fügten sie dann hinzu, „es handelt sich ja auch nur darum, ihm einen Posten zu schaffen“; von einem Andern hieß es: „Er steht zwar nicht im besten Ruf und man sagt ihm sogar ziemlich allgemein nach, er habe als Commandeur seiner Milizcompagnie mit den Jouragegeldern Unterschleif getrieben — aber er kann sich ja gebessert haben.“ Aehnliche Klagen sind uns in den Spalten der russischen periodischen Presse zu häufig begegnet, um uns für befugt halten zu dürfen, die Authenticität der obigen den Sapiski entnommenen Mittheilungen zu bezweifeln. Kaum eine zweite Nation möchte in dem Maße dazu befähigt sein, die eigenen Schwächen zu erkennen und mit besonderem Spott zu verfolgen wie die russische; zu bedauern ist es nur, daß die meisten der trefflichen satirischen Schilderungen, an denen ältere wie neuere russische Schriftsteller reich sind, in denen sie oft mit photographischer Treue und einem meist innerhalb der Grenzen der Naturwahrheit bleibenden Humor die eigenen Nationalschwächen geißeln, einen mehr künstlerischen als ethischen Werth haben; es sind dieselben mehr Producte eines genialen Humors als tiefgehender sittlicher Entrüstung über die Verwerflichkeit der geschilderten Mißstände; nirgends möchte jenes ernste Wort eines geistreichen Russen: *L'esprit court les rues, il n'y a que le caractère qui vaut* — so sehr am Platz sein, wie der ächten russischen Neigung gegenüber, die heimischen Zustände vorwiegend vom Standpunkt der durch dieselben ermöglichten Satire anzusehen. Nur der sittliche Hintergrund vermag der satirischen Darstellung einen bleibenden Werth zu geben, wo er fehlt, wirkt

dieselbe depravirend; denn wenn man dessen allzu gewohnt wird, sich selbst zu belachen oder belacht zu sehen, so verliert man zuletzt nothwendiger Weise auch den Respect vor sich selber. Den Comödien oder Romanen eines Gribojedow oder Gogol vermöchte die gesammte deutsche Literatur kaum etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen, diese Schöpfungen sind ihrer Form wie ihrem Gehalte nach wahre Meisterwerke: die Schäden aber, die Gribojedow's unsterbliches „Iope orъ yma“ bloßlegte, die Jedermann in Rußland gekläufig sind, haben seit den 30 oder 40 Jahren der Veröffentlichung jenes Lustspiels. eher zu- als abgenommen, das Publikum ist gegen die Geißel der Satire abgestumpft, eine sittliche Saat ist aus dem Boden, auf den sie gestreut wurde, nicht aufgegangen, denn „die großen belebenden Gedanken des Menschen kommen aus dem Herzen. Wird nun ein Vergleich zwischen „Sonst und Jetzt“ in Rußland gezogen, so muß derselbe bei all den offenkundigen Schäden, die von allen Seiten her nach Abhülfe verlangen, dennoch nothwendig zum Vortheil der Neuzeit ausfallen. Ist auch bis jetzt des Positiven nicht allzuviel geleistet worden, so hat sich doch nach allen Seiten hin eine Strebsamkeit und Regsamkeit kundgethan, die alle Anerkennung fordert, läuft unter ihrem Deckmantel auch viel Ostentation und „Puff“ mit. Die russische Tagesliteratur ist auch bei all der Selbstüberschätzung und Intoleranz, die ihr Herr J. K. Grot in seinen Bemerkungen über die russische Journalistik (Russki Westnik, Februar 1861)* vorwirft und an der sie in der That zu laboriren scheint, weit davon entfernt mit dem, was in den letzten sechs Jahren geschehen, zufrieden zu sein; man möchte sie zuweilen fast des Undanks gegen das, was „trotz allen dem und allen dem“ gefördert worden, zeihen. Dieselben Artikel, in welchem die Sapiski uns die oben mitgetheilten Schilderungen des Umschwungs der socialen Interessen des Landadels vorführen, schließen mit den herben Worten:

„Die Aehnlichkeit zwischen den Wahlversammlungen von sonst und jetzt reducirt sich allerdings darauf, daß dieselben heut zu Tage wie früher mit einer officiellen Rede eröffnet und mit einem officiellen und einigen

*) „Wenn wir auch weit davon entfernt sind,“ heißt es a. a. O. S. 906, „die großen Fortschritte und den wahrhaften Aufschwung zu verkennen, den unsere Literatur in jüngster Zeit genommen hat, so dürfen wir uns doch auch nicht verschweigen, daß sie an einem Eigendünkel laborirt, durch welchen sie ihre „grüne Jugend“ deutlich documentirt. Die Fortschritte, die wir in der Humanität gemacht haben, sind im socialen Leben größere als im literarischen. Verschiedene Umstände haben es bedingt, daß in unserer Literatur ge-

privaten Diners beschlossen worden; aber auch auf diesen geht es anders zu wie früher; früher wurden bei einem Festmahl ein, höchstens zwei Toaste ausgebracht, heut zu Tage nimmt mit der Zahl der ventilirten Fragen auch die Zahl der patriotischen und humanen Toaste zu. Das ist alles recht tröstlich; traurig ist aber eines, — daß immer noch heut zu Tage wie früher eine große Zahl von wichtigen Anträgen und vielbesprochenen Unternehmungen trotz unserer „einmüthigen Zustimmung“ und „warmen Theilnahme an den aufgeworfenen Fragen“ auf nichts hinauslaufen. Und hinterher wiederholen wir noch selbst mit lachendem Munde den Gribojedow'schen Vers: „Nur Lärm gemacht, Brüderchen, nur gehörig Lärm gemacht!“

Es scheint dieser Rath Gribojedow's in der That auf einen fruchtbaren Boden gefallen zu sein; vor allem hat man es in der journalistischen Welt gelernt, geringfügige Ereignisse und Vorfälle in politischen und rai-sonnirenden Artikeln breit zu treten. Kein Anlaß wird unbenußt vorüber gelassen, aus dem die Animosität, die zwischen den verschiedenen publicistischen Organen herrscht, nicht Stoff zu gegenseitigen Invektiven zu gewinnen müßte. Dem unbefangenen Leser wird es z. B. kein Stoff für erbitterte Polemik scheinen, daß die Cherson'sche Adelsversammlung gegen das Ende des vorigen Jahres den Beschluß gefaßt hat, den durch die Adelswahlen ernannten Beamten und anderen mit diesen in engerem geschäftlichen Zusammenhang stehenden Personen eine jährliche Zulage von 72,000 R. S. zu bewilligen und der Staatsregierung gleichzeitig die Bitte zu unterlegen, es wolle dieselbe dem Cherson'schen Adel das Recht verleihen, diejenigen seiner Wahlbeamten, die sich untüchtig erwiesen, auch vor dem Ablauf ihrer Amtsperiode abzuwählen und durch tüchtigere Persönlichkeiten zu ersetzen. Diese an sich nicht uninteressante, aber doch nur locale Maßregel hat den Sapiski und dem Bestnik die Veranlassung zu einer erbitterten Fehde geliefert. Zwei Edelleute aus Cherson, die sich bei der Debatte über die in Rede stehende Angelegenheit in der Minorität befunden hatten, der wirkliche Staatsrath Kimbalow und Herr A. Sch. hatten ihren Ingrimim über den Sieg der Gegenpartei in Correspondenzen an den Bestnik (Tageschronik Januar 1861 Nr. 2) Luft gemacht und es als höchst verwerflich

wisse Anschauungen und Meinungen dermaßen festen Fuß gefaßt haben, daß man meinen möchte, sie hätten ein Monopol auf die Anerkennung in der „gedruckten Welt“ erhalten; mit ihnen verbindet sich neben der offenkundigsten Verachtung gegen anerkannte Autoritäten und den stets wiederholten Phrasen von der Freiheit der Meinungen eine blinde Kriecherei vor gewissen Namen.“

bezeichnet, daß man die Adelsposten, die bisher einzig aus „Patriotismus“ und „Pflichtgefühl“ bekleidet und angestrebt worden waren, durch die Gewährung pecuniärer Vortheile ihres launteren Charakters entkleidet und zum Gegenstand der Gewinnsucht herabgewürdigt habe. Jedermann in Rußland ist es bekannt, daß die Corruption der Beamten eben so sehr durch die Ungunst der materiellen Lage als durch den Mangel einer tüchtigen Bildung derselben hervorgerufen worden ist, daß es unmöglich ist, von einem Beamten, der dem bittersten Mangel ausgesetzt ist, zu verlangen, daß er mit dem Patriotismus eines Fabricius den Versuchungen seiner Stellung widerstehe; nichts desto weniger eifert der Westnik in einem langen von Herrn Sch. gezeichneten Artikel (dessen Motto die glänzende Phrase: „Nicht die Aussicht auf einen nicht zu erzielenden Gewinn, sondern der Eifer, der eigenen Corporation nützlich werden zu können, soll die Glieder derselben zur Uebernahme von Wahlämtern ermuntern“ — an der Stirn trägt) gegen die uneigennützigte Opferbereitschaft des Cherson'schen Adels. Um die Logik des eigenthümlichen Raisonnements zu kennzeichnen, mit dem der Verfasser gegen die Beschlüsse seiner Standesgenossen eifert, wollen wir nur einen Passus jenes Artikels unsern Lesern mittheilen; es heißt a. a. D. S. 31: „Auf den ersten Blick scheint es ganz richtig zu sein, daß ein Mann, wenn er auch nur zeitweilig seiner Corporation dient, von dieser ein entsprechendes Honorar erhält; das scheint uns aber nur so, weil wir daran gewöhnt sind, bei unsern Adelsmarschällen diniren, bei unsern Richtern soupiren zu können u. s. w.“ Eine allgemeine Geltung wird dieser merkwürdige Ausspruch schwerlich erlangen können; mag er uns denselben auch mit Aussprüchen Napoleon's motiviren, daß habgüchtige Leute, auch wenn sie gut bezahlt werden, die Gewohnheit des Unterschleifs nicht verlieren. Der Herr Verfasser mag das eingesehen haben, denn er selbst hat sein Opus nicht dem Druck übergeben; sein Secundant, der „wirkliche Staatsrath“ Kimbalow hielt es aber für eine heilige Pflicht, jene Zeilen dem Dunkel zu entreißen und mit einer Vorrede dem „Westnik“ zur Veröffentlichung zu übergeben.

Man sollte meinen, dergleichen Geschwäg ginge unbeachtet vorüber; dem ist aber nicht so: die Sapiiski (Februarheft 1861, Tageschronik S. 89 bis 94) nehmen allen Ernstes den geworfenen Fehdehandschuh auf, breiten sich in einem sechs Seiten langen Artikel über die kühnen Hypothesen des „Westnik“ aus und suchen Herrn Kimbalow und Consorten unter Berufung auf Niehl und andere Autoritäten in einer historischen Deduction

zu beweisen, daß die Verhältnisse der englischen Gentry nicht die des russischen Landadels seien, daß ein voller Magen der Uneigennützigkeit förderlicher sei als ein hungernder u. dgl. m. — lauter Wahrheiten, die sich von selbst verstehen. Die Nummern 7 und 14 des laufenden Jahrgangs des *Wesnik* spinnen die begonnene Debatte fort und voraussichtlich werden die *Sapiski* nicht lange auf eine Duplik warten lassen. Von einer derartigen Behandlung der Tagesfragen läßt sich unter allen Umständen keine Förderung des öffentlichen Wohls erwarten. Leider sind aber kleinliche Federkriege keine Ausnahme in den russischen Preßzuständen, und um weit geringfügigerer Ursachen willen befehlen große und kleine Journale sich oft in ganzen Reihen von Artikeln.

Nicht nur aus Cherson und Saratow gehen der Presse Mittheilungen über die erfreuliche Thätigkeit der betreffenden Adelsversammlungen zu, auch in den Gouvernements Kiew, Wolhynien und Podolien scheint ein regeres öffentliches Leben Platz gegriffen zu haben. Wie in diesen Gouvernements, so ist auch in Twer vom Adel die Begründung von ländlichen Creditanstalten beschlossen und ausdrücklich die Bestimmung getroffen worden, daß auch die übrigen Stände von der Theilnahme an denselben nicht ausgeschlossen sein sollen. Der russische Adel laborirt überhaupt in politischen Dingen nicht an jener aristokratischen Exklusivität, die bei den deutschen Ritterschaften noch ziemlich allgemein verbreitet ist. Wenn der Russe Aristokrat ist, so hat das vorwiegend auf seine socialen Beziehungen großen Einfluß. Die russischen Adelsgeschlechter sind gesellschaftlich von den übrigen Ständen ziemlich abgeschlossen, sie öffnen dem Parvenu nur ungern ihre Kreise, zumal wenn er nicht Engländer oder Franzose ist. Ein eigentliches Junkerthum ist aber in Rußland niemals heimisch gewesen. Der kleine Adel hat sich von jeher mit der Bureaucratie amalgamirt und aus dieser rekrutirt. Die absolute Staatsform kam ständischen Sonderungsgelüsten zu wenig entgegen, als daß die höheren Stände je daran gedacht hätten, die niederen in ihren politischen Rechten zu beschränken. Es ist darum die erwähnte Concession der Twerschen und der westrussischen Adelscorporationen in Rußland keine so auffallende Erscheinung, als sie es in andern Staaten gewesen wäre.

Die Aufmerksamkeit der russischen Publicistik hat sich bis jetzt bei Besprechung der ländlichen Zustände vorwiegend der Hebung des Bauernstandes und nächst dieser den Interessen des Adels zugewandt; man ist dem dritten Factor der ländlichen Bevölkerung bis jetzt meist vorübergegangen,

ohne ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken: der Landgeistlichkeit. Bekanntlich zerfällt die Geistlichkeit der griechischen Kirche, wie die der katholischen in zwei Gruppen: die Welt- und die Klostergeistlichkeit; nur findet in Beziehung auf diese beiden Gruppen das entgegengesetzte Verhältniß in Rußland statt alsim katholischen Europa. Während der katholische Weltgeistliche in der Meinung des Volks über dem Mönch steht und meist den höheren Ständen angehört, genießt bei dem gemeinen Volk in Rußland der Klostergeistliche in der Regel mehr Ansehen als der weltliche Priester. Abgesehen von den Klostergebüden, von denen der russische Weltgeistliche dispensirt ist und deren Befolgung wie überall, so auch in Rußland dem Volk imponirt, ist das Uebergewicht des Ansehens der russischen Klostergeistlichkeit hauptsächlich dadurch zu erklären, daß ihr allein die Befetzung aller höheren Aemter offen steht, von denen die weiße (weltliche) Geistlichkeit ausgeschlossen ist. Gehört es in Rußland auch zu den Ausnahmen, daß Söhne der vornehmeren Familien sich dem geistlichen Stande widmen, so finden sich unter den Bischöfen und Aebten doch häufig Glieder der höheren Stände, während die Weltgeistlichen entweder Priestersöhne sind oder ihrer Abstammung nach dem Bauernstande angehören. Wissenschaftliche und insbesondere theologische Bildung findet man fast ausschließlich in der Klostergeistlichkeit vertreten; nur die jüngere Generation der Popen (Priester) zeichnet sich durch eine höhere Bildungsstufe aus. Erklärlich ist es, daß die sähigeren Glieder des Priesterstandes meist in den Städten oder zur Befetzung der Blagozschinnien (einem etwa den lutherischen Probsteien entsprechenden Begriff) verwandt werden. Zwischen diesen und den gewöhnlichen Dorfpriestern findet darum ein bedeutender Bildungsabstand statt, wie er in den übrigen Kirchen nirgend vorkommen möchte. Die Stellung des russischen Dorfpriesters ist eine von der des protestantischen Landpredigers grundverschiedene; in Deutschland, England, Schweden, den baltischen Provinzen, Finnland u. s. w. steht der Prediger mit seinen adligen und güterbestehenden Nachbarn auf einer gleichen socialen Stufe, seine akademische Bildung macht ihn zu einem hervorragenden Mitgliede des höhern Bürgerstandes, in England gehört er häufig sogar der Gentry an, in den baltischen Provinzen ist er Gutsbesitzer und schon als solcher in den Augen des Bauern dem Edelmann ebenbürtig. In Rußland steht der Landgeistliche in der Regel dem Bauern näher, als dem adeligen Gutsbesitzer, der seinem Seelsorger, wenn dieser nicht eben im Messgewande oder in der Kirche fungirt, gewöhnlich ziemlich uehrerbietig begegnet. Nur der tiefreligiöse Sinn des

russischen Bauern macht es erklärlich, daß dieser seinem Geistlichen, den er häufig selbst das Feld bestellen sieht, mit Ehrfurcht begegnet, wenn auch meist mit einer gewissen Vertraulichkeit, die aus dem Bewußtsein der Gleichartigkeit ihrer socialen Stellung entspringt. Der Westnik (Mai 1860 Chronik S. 38) macht in einem von einer Dame geschriebenen Artikel darauf aufmerksam, wie es vor allem darauf ankomme, die Dorfgestlichen durch eine feinere Bildung zu einer der Würde ihres Amts entsprechenden bürgerlichen und gesellschaftlichen Stellung zu verhelfen; es sei allerdings in neuerer Zeit ein Fortschritt unverkennbar, aber noch bleibe viel zu thun übrig, „der junge Dorfpriester, heißt es a. a. O., ist bei dem Eintritt in seine ämthche Wirksamkeit gewöhnlich von den besten Vorsätzen beseelt, seine Träume stranden aber in der Regel — wie bei uns Allen — an einer rauhen Wirklichkeit. Der gänzliche Mangel an guter Gesellschaft, die Unmöglichkeit, sich durch gute Lectüre fortzubilden, die Nothwendigkeit, den leidigen Ansprüchen des materiellen Lebens gerecht zu werden, eine leider in vielen Fällen rohe, ungebildete Ehegattin, alle diese Umstände führen ihn nur allzuhäufig vom Himmel auf die Erde — und was noch schlimmer ist, geradezu in den Roth; die moralische Stellung des Geistlichen ist von seiner materiellen Lage und von der Art und Weise, in der man ihm begegnet, nur allzu abhängig. Es ist mir die verletzende Art, mit der man den Dorfgestlichen gewöhnlich begegnet, durch einen Vorfall aus meinen Kinderjahren besonders unvergeßlich.

Einer unserer Nachbarn, ein wohlwollender alter wirklicher Staatsrath aus Petersburg, der gewöhnlich nur die Sommermonate auf seinem Landgute verbrachte, hatte uns und andere Nachbarn bei sich zu einer Gesellschaft versammelt; plötzlich trat der Dorfgestliche ins Zimmer. Niemanden fiel es ein aufzustehen und ihn um seinen Segen zu bitten. Der Hausherr sagte einfach: Guten Abend, Väterchen! und wies ihm einen zunächst der Thüre stehenden Stuhl an. Dort saß der alte Priester den ganzen Abend, ohne ein Wort zu sprechen oder nur die Augen aufzuschlagen. Mir that der arme alte Mann herzlich leid; es lag wohl in den Sitten der damaligen Zeit, daß ein Priester sich von einer Excellenz nicht beleidigt fühlen durfte! Und dieser Gutsbesitzer war wie gesagt ein wohlmeinender, humaner Mensch; wie mögen nicht die schlechten sich in ähnlichen Fällen betragen.“

Der Ansicht unserer Berichterstatterin nach, ist eine Besserung der materiellen Stellung des niederen Clerus besonders nothwendig; abgesehen

davon, daß eine geistige Fortbildung überhaupt nur möglich ist, wo den Ansprüchen des täglichen Lebens einigermaßen genug gethan wird, hat die dürftige Stellung des russischen Landgeistlichen noch darin ihre besondere Gefahr, daß sie die Priester zu Erpressungen, ja zu förmlichen Brandschätzungen ihrer bäuerlichen Gemeindeglieder verleitet. Dergleichen Mißbräuche müssen nothwendig das Ansehen der Geistlichkeit bei dem Volke untergraben, weiß der gesunde Instinkt der Nation auch in der Regel die Würde des geistlichen Amtes von der Unwürdigkeit seiner Vertreter zu sondern. Es sind aber in neuerer Zeit Gründe hinzugekommen, die eine Verbesserung der socialen, wissenschaftlichen und materiellen Hebung des niederen Clerus zur Nothwendigkeit machen. Von allen Seiten her wird auf die Gründung von Volksschulen hingearbeitet und diese sind namentlich unter dem Landvolk ohne Unterstützung durch die Geistlichkeit undenkbar. Hat der russische Bauer erst die Leibeigenschaft mit ihren Folgen überwunden, ist aus dem jetzt noch „zeitweise Verpflichteten,“ ein unabhängiger Grundeigenthümer geworden, so wird auch sein geistiger Horizont bald erweitert sein und der Bildungstrieb in ihm erwachen; damit ist aber auch ein höherer Bildungsgrad für den Clerus gefordert — die Dorfgeistlichkeit muß ihren bäuerlichen Charakter abstreifen, um den Anforderungen der Zukunft gewachsen zu sein. Im letzten Grunde kann es doch nur der ungenügenden Bildungsstufe der Weltgeistlichkeit zugeschrieben werden, daß sich in allen Schichten der russischen Gesellschaft noch ein Aberglaube erhalten hat, der unglaublich schiene, wenn die Nachrichten, die der russischen Presse über diesen Gegenstand einlaufen, nicht von einer überraschenden Uebereinstimmung wären. So berichtet das neu erscheinende Journal „Unsere Zeit“ die erstaunlichsten Dinge von dem sogenannten „Wunderthäter“ Iwan Jakowlewitsch, der längere Zeit als Eremit in einer Waldhütte des Smolenski'schen Gouvernements lebte, und zu dem Personen aus allen Ständen wallfahrteten, um seine Weissagungen zu hören, die er während der Wuthanfälle, die ihn überkamen, ausstieß. Nachdem dieser Mensch Jahre lang das größte Unheil angestiftet hatte, seines Wahnsinns ungeachtet aber von den Bauern als ein höheres Wesen verehrt und reichlich beschenkt worden war, ließ die Regierung ihn in das Irrenhaus nach Moskau bringen, wo der Unglückliche, einer Notiz der Sapiski (Februar 1861 S. 44) nach, noch gegenwärtig lebt. Aber auch in seinem jetzigen Aufenthaltsort ist Iwan Jakowlewitsch noch der Gegenstand abergläubischer Verehrung, sein Biograph, Herr Prischow, nennt den unglücklichen Tollhändler sogar „das Idol der

russischen Damenwelt". Nicht nur unwissende Bauern und Kaufleute wallfahrten in die Zwans-Salle, um seine Zaubersprüche zu hören; Herren im schwarzen Frack und modisch gekleidete Damen „aus der Gesellschaft“ verschmähen es nicht in ihren eleganten Carrossen vor dem Moskauer Irrenhause zu halten, um die schmutzigen Hände des tollen Heiligen zu küssen, seinen cynischen Reden ein williges Ohr zu leihen und ihn mit reichen Geschenken zu überschütten.

Der religiöse Wahnsinn ist eine in Rußland leider nur allzuoft vorkommende Erscheinung, die besonders durch einige der zahlreichen Secten, die seit dem Entstehen der großen kirchlichen Spaltung ihr Wesen treiben und trotz all der gegen sie ergriffenen Regierungsmaßregeln unvertilgbar zu sein scheinen, hervorgerufen worden ist. Unter diesen Sectirern sind die sogenannten „Popenlosen,“ die principiell jede Hierarchie, zum Theil jeden Cultus verwerfen, von besonderer Gefährlichkeit. Von einigen der dem Schisma entsprungenen Religionsparteiien ist es allerdings nicht zu leugnen daß bei ihnen ein reformatorisches Princip sich geltend macht, wenn dasselbe, der Mehrzahl seiner Befenner auch noch nicht klar ist, in andern Secten wie z. B. den sogenannten Philipponen und den Stranniki (Wanderern) wird der religiöse Wahnsinn geradezu gepredigt; die letzteren verwerfen die Ehe, setzen an Stelle dieser eine freie Geschlechtsgemeinschaft, gehorchen keiner weltlichen oder geistlichen Obrigkeit und suchen in einem unstillen Wanderleben das alleinige Heil. Noch gefährlichere Folgen hat der fanatische Wahnsinn der Philipponen: diese lehren, der Mensch könne sich nur durch einen freiwilligen Feuertod vom ewigen Verderben retten, denn nur der läuternden Kraft der Flamme sei es möglich die Sünde zu verzehren. Fordert dieser schreckliche Wahnsinn auch nicht mehr, wie in früherer Zeit, jährlich hunderte, ja tausende von Opfern, so kommt er doch auch jetzt noch wenigstens sporadisch vor. Die Petersburger Zeitung meldet (1861 Nr. 11) drei verschiedene Fälle von Selbstverbrennung aus dem Olonefschen und Moskauschen Gouvernement; über zwei andere Fälle berichtet der Westnik (Chronik 1861 Nr. 4 S. 23): „Der Bauer Jacob Grigorjew, wohnhaft in der Gegend von Moshaiss, schichtete am 18. December des vorigen Jahres in seiner Getreidedarre einen Scheiterhaufen auf, auf welchen er sich, nachdem er sich mit einigen Messerstrichen verwundet hatte, lebendig hinlegte, und sodann das dürre Heißig mit einem Feuerbrande in Flammen setzte; aber lange ertrug er die Feuerpein nicht und endlich schrie er um Hülfe. Sein Geschrei zog einige Nachbarn herbei, die den freiwilligen

Märtyrer aus den Flammen zögen; er erklärte ihnen, er habe sich verbrennen wollen, um seine Seele und seinen sündigen Leib von Sünden zu reinigen. Ein ähnlicher Fall hat sich im November v. J. zu Kasan zuge- tragen, wo ein dort ansässiger Bürger zu Hause seinen Ofen anzündete und sich dann in denselben hineinstürzte und wirklich schon verbrannt war, ehe es einer anderen Person gelang, das betreffende Zimmer zu betreten. In neuerer Zeit sind diese Fälle von Selbstverbrennung zu Ausnahmser- scheinungen geworden, es gab aber eine Zeit, in welcher dergleichen Vorfälle sich jährlich und in großartigem Maßstabe zutru- gen. Es ist in der ersten Hälfte des vorigen Jahres vorgekommen, daß sich zu Zeiten strenger Secten- verfolgung, in Sibirien oder den am weißen Meere gelegenen Gouverne- ments, in denen es große Niederlassungen von Sectirern gab — ganze Gemeinden versammelten und dann freiwillig dem Flammentode Preis gaben. Eine derartige Opferung fand nicht etwa plötzlich, in Folge augenblicklicher Entschlie- ßung statt; es wurde dieselbe gewöhnlich systematisch vorbereitet und unter gewissen feierlichen Cerimonien vollzogen, zuweilen in eigens zu diesem Zweck erbauten Häusern.“ Soweit der Bericht mit der Kunde von diesen märchenhaft klingenden Vorfällen, die nur noch als die Ausläufer einer Zeit trüber Geistesverirrung, blinden Fanatismus und unkluger, aber scheinbar durch die Nothwendigkeit gebotener Intoleranz anzusehen sind. Daß der Rascol (das Schisma) aus einer staatsgefährlich gewesenen kirch- lichen Demagogie, die irdischer wie geistlicher Macht Troß bot, zu einem tolerirten Köhlerglauben, der nur noch in den unteren Classen eine größere Zahl von Anhängern zählt, herabgesunken ist, hat Rußland neben der Energie seiner Herrscher den Fortschritten seines Clerus zu danken. Möge auf der begonnenen Bahn rüstig fortgeschritten und das Schisma mit den Waffen des Geistes bekämpft werden.

J. C.

Zur Notiz. Die im Augusthefte der B. M. v. d. J. enthaltene Arbeit: Die Entstehung und Ausbildung der mittelalterlichen Universitäten nach ihren Hauptmomenten — hat den Dr. und Professor der Theologie in Dorpat, Herrn Joh. Heinr. Kurz, zum Verfasser. D. Red.

Theodor A. Böttcher,
Evl. Hofgerichtsrath.

Redacteurs:

Alexander Falin,
Rigascher Rathsherr.

PL 51 4 H. 3

1861.

Inhalt.

Die Naturforschung der Gegenwart und ihr Einfluß auf die herrschenden geistigen Bewegungen	Seite 188.
Ueber die Freiheit der Arbeit	„ 201.
Fürst Menschikow und Graf Moritz von Sachsen	„ 228.
Zur Physiologie russischer Provinzialzustände	„ 273.

Die „Baltische Monatschrift“ erscheint jeden Monat in einem Hefte von sechs Bogen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 K., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatschrift durch alle Buchhandlungen für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatschrift in Riga“ erbeten.